

- Hoffmann, C. Th. A. Zu seinem 80. Todestage. Von Otto Weil. Magazin für Literatur. 25.
Klinger, Max. Von Karl Scheffler. Lotse. 38.
Kreiten, Wilhelm. Von A. Signis. Litterarische Warte. 10.
Kritiker, Zur Psychologie des. Von A. W. Goldschmidt. Litterarisches Echo. 20.
Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internationale Literaturberichte. 12. 14.
Kunst, Die im Heim. Von Karl G. Laurin. Wage. 29.
Kunstseele, Die weibliche. Von Kurt Piper. Gesellschaft. 11/12.
Lamprecht's Deutsche Geschichte. Von Hans Lindau. Nord und Süd. 304.
Lauff, Josef, Neues von. Von Max Kreger. Litterarisches Echo. 19.
Lenz contra Lienhard. Von Maurice von Stern. Deutsche Heimat. 42.
Lienhard's Gedichte. Von Ernst Stadler. Gesellschaft. 10.
Lisztdenkmal, das Weimarer. Von Karl Stork. Deutsche Heimat. 41.
Literatur, Neue englische. Von Karl Biesendahl. Litterarische Warte. 9.
Lyrik, Holländische. Von Otto Hauser. Litterarische Warte. 9.
Lyrik, Katholische. Von Theodor Herold. Litterarisches Echo. 19.
Lyrisches. Von Ernst Ziel. Litterarisches Echo. 20.
Malerei, Nendentsche dekorative. Von A. L. Plehn. Gesellschaft. 9.
Meyer-Fürster, Elisabeth. Von Karl Wiberfeld. Osten. 6.
Musik und Musikanten. Von Joh. Gillhoff. Deutsche Heimat. 38.
Neu-Romantik, Die. Von Mens. Internationale Literaturberichte. 14.
Nietzsche's Briefe und der Wille zur Macht. Von Paul Ernst. Magazin für Literatur. 28.
Novellen, Mittelitalienische. Von Karl Kirsch. Magazin für Literatur. 27.
Raabe, Wilhelm. Von Edmund Holthoff. Litterarische Warte. 9.
Reiseliteratur, Neuere. Von Karl Seefeld. Litterarische Warte. 10.
Rheinland, Litteraturbilder aus. Von Laurenz Kiesgen. Litterarisches Echo. 19.
Schickel, René. Von Herm. Wendel. Gesellschaft. 10.
Schillerpreis-Kommission. Von Ernst Consentius. Gesellschaft. 9.
Schlaf, Johannes. Von Stefan Zweig. Litterarisches Echo. 20.
Seidel, Heinrich. Von Ludwig Schröder. Internationale Literaturberichte. 13.
Shakespeare, Was wissen und besitzen wir von Sh.? Von M. Cimer. Ervinia. 10.
Sienkiewicz's Jugendwerke. Von Ernst Luninski. Magazin für Literatur. 29.
Sittlichkeitsproblem, Das in Kunst und Leben. Von Joh. Gaulke. Neue Bahnen. 14.
Stern, Maurice Reinhold von. Von Josef Schmid-Braunsfels. Neue Bahnen. 13.
Strindberg's Dstern. Von Ernst Schur. Wage. 28.
Thomas Erck. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Internationale Literaturberichte. 12.
Trübswasser, Josef. Von Egid v. Jilek. Neue Bahnen. 14.
Tschedoff als Dramatiker. Von Ed. Höber. Litterarisches Echo. 20.
Viebig, Die Wacht am Rhein. Von Erich Schmidt. Litterarisches Echo. 19.
Wartburg-Gedanken über Heimatkunst und Dezentralisation. Deutsche Heimat. 40.
Weimar, Wie kann es zu einer neuen litterarischen Blüte gelangen? Von Ernst Wachler.
Deutsche Heimat. 38.
Weltfragen, Menschen- und Romanschicksale. Von Karl Stork. Litterarische Warte. 10.

Ferner:

Die Feder. Nr. 73 und 74.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.
Verlag: Gose & Teyssler, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. — Druck: Johannes Velling Buchdruckerei, Berlin W.

Monatsblätter

für

deutsche Literatur.

VI. Jahrgang.

September 1902.

Heft 12.

Auf Bornholm.

Ins Dunkel ragt auf steiler Höh die Burgruine
Hammershus,
An die granit'ne Küste rauscht die Ostsee ihren
Wogengruß.

Der Mond lag auf den Wassern hin,
Und silbern glänzte die Ferne;
Von weitem kam es wie Heideduft . . .
Der Himmel hing voller Sterne.

Von Schweden blinkte von Zeit zu Zeit
Ein Leuchtturmfeuer herüber;
Nur hin und wieder zog ein Schiff
Mit buntem Licht vorüber.

Herauf vom Paradiesthal scholl
Das Schluchzen der Nachtigallen . .
Wir lagen stumm, und die Sehnsucht kam
Und schaute ins Auge uns allen.

Das war wie einst im Heimatwald . .
Hörst Du die Klänge wieder?
Da brausten über das baltische Meer
Unsre deutschen Studentenlieder.

Und über die Wasser kam es zurück
Wie Eichenwälderrauschen,
So kühn und stark . . Wir wurden still
Und mußten stehn und lauschen . .

An die granit'ne Küste rauscht die Ostsee ihren
Wogengruß,
Ins Dunkel ragt auf steiler Höh die Burgruine
Hammershus.

Greifswald.

Albert Antoni.

Gelöbniß.

Ströme des Lichtes fließen durch's Land. — —
 Am blühenden Elterngrabe
 Hält ein winziges Händchen in sonnbrauner Hand
 Ein mutiger Knabe:
 „ Ich will dich schirmen, mein Schwesterlein,
 Du scheue Rose,
 Daß nimmer an einen harten Stein
 Dein Fuß auf dem Wege stoße!
 Ich will dich lieben; — mit jedem Tag
 fester und treuer
 Wenn Thränen dein Auge weinen mag:
 Die sollen mich brennen wie Feuer“
 Er küßt den Liebling. — — — Ein Wehen bewegt
 Die Zweige der Trauerweiden,
 Und Seine heiligen Hände legt
 Gott auf die Häupter der beiden.

Ravolzhausen.

Sascha Elfa.

Das wehleidige Herz.

Ich trat durchs Thor des Schweigens ein
 Und zahlte mit meinen Schmerzen,
 Dann bog ich nach der Halle ein
 „Zum wehleidigen Herzen“.

Und wie ich in die Halle trat,
 Hört' ich ein Pochen und Schlagen,
 Das kam von den frankten Herzen her,
 Die auf den Kissen lagen.

Eins neben dem andern, in langen Reih'n —
 Und jedes der Herzen lebte!
 In jedem klopfte ein Hammerwerk,
 Daß es beim Schlage erbebte.

So manches Herze wandte sich noch
 In nachempfundnen Schmerzen;
 Es gab auch Kinderseelchen dabei
 Und wohl auch Poetenherzen.

Und als ich die Reihen übersah
 Und hundert auf hunderte zählte,
 Da traf ich am Ende ein Kissen an,
 Dem noch sein Herze fehlte.

Rasch griff ich in die warme Brust
 — Dorthin, wo 's hörbar klopfte —
 Und zog mein pochendes Herz hervor,
 Das heiß sein Blut vertropfte.

Und hielt es in der zitternden Hand
 Und hob's empor zum Munde
 Und küßte weinend mein eignes Herz
 Auf seine schmerzlichste Wunde.

Und sprach: „Du littest so lange Qual
 Und zucktest in tausend Aengsten,
 Mein Kummerherz, mein Sorgenherz —
 Nun littest du am längsten!“

Und leise schluchzend legte ich's
 Auf's Kissen behutsam nieder,
 Sprach noch ein kurzes Kindergebet
 Und ging zur Pforte wieder. —

Doch plötzlich floh der düst're Traum.
 Verschwunden war mein Bangen;
 Nur ein paar Thränen glänzten noch
 Auf meinen heißen Wangen.

Der Morgen lachte zum Fenster herein,
 Es sangen die Amseln und Finken,
 Und durch die Nissen am Fensterbrett
 Sah ich die Hoffnung winken.

Zittau.

Otto Promber.

Gehst mein Glück vorbei im Trauerkleide,
Meine Seele schweigt im tiefem Leide
Und sie folgt dir treulich Schritt für Schritt
Mitten im Gewühl der lauten Gasse
Gehst du, Hohe, Schmerzreiche, Blasse,
Unbeirrt mit Königinnentritt.
Und mir ist's, als wiche jäh zurück
Selbst der Staub vor deinen leichten Sohlen,
folge aus der Menge dir verstohlen
Und in Ehrfurcht scheuer Huld'gung Blick — —
Wie lebendig kehrt die Stunde wieder,
Als mein Weg bei deinem Wege ging,
Als mein Aug' an deinen Lippen hing
Und dein Geist zu meinem stieg hernieder.
ferne, sel'ge Schmerzen werden wach,
Gährend Glück und holdes Ungemach,
Glockenklänge in den blauen Lüften,
Meiner Jugend allerletztes Düften — —
In der ferne weht dein Trauerflor,
Weht das schwarze Kleid, das dich umwallt;
Und als endlich dich der Blick verlor,
War's, als sei ein reiner Ton verhallt — —
Von mir ging mein Glück im Trauerkleide,
Meine Seele bebt im bitterm Leide.

Fürstenwalde.

C. Eyfell-Kilburger.

Auch das ist heil'ges Sterben!

In tiefer, tiefer Abendruh
Hörcht ich den reifen Lehren zu,
Was sie sich heimlich sagten.
Es ging ein flüstern lind und leis,
Ein Raunen lief ringsum im Kreis —:
Da wußt ich, was sie klagten.

Sie klagten ihren nahen Tod,
Sie sagten: Noch ein Abendrot,
Dann müssen wir verderben . . .
Doch werden wir der Menschen Brot.
Ihr Leben fordert unsern Tod —:
Auch das ist heil'ges Sterben!

Oberklingen.

Karl Ernst Knodt.

Schicksal.

Diese Gründe, so nebelhaft,
Stücken und brechen mir alle Kraft.
Will ich entfliehen, so packt es mich an,
Daß ich nicht mehr atmen kann.
Wehe, die klammernden Hände
Ketten mich ohne Ende!

Kleinlicher Drangsal peinlicher Hauf
Wacht mit jedem Morgen mir auf.
Rüttelnd mich gegen den Schwarm wie ein Leu
Schäume und bäume ich, wähne mich frei.
Über die klammernden Hände
Ketten mich ohne Ende!

Drüben am Berge im Sonnenstrom
Ist der Freiheit übergipfelter Dom.
Um das märchenstolze Kreuz von Gold
Küssende Lichtflut strudelt und rollt.
Über die klammernden Hände
Ketten mich ohne Ende!

Und im Walde droben, im träumenden Tann,
Da hält die Gottheit den Atem an.
Da ist der See. Und der Adler Nest
Hat der Himmel an die Brust gepreßt.
Über die klammernden Hände
Ketten mich ohne Ende!

Schlägt mir mit schauernden Aengsten den Geist
Dieser Nebel, der schwer mich umkreist.
Saugt aus dem Herzen alle die Blut,
Sinkt wie schweigend Gericht in das Blut.
Wehe, die klammernden Hände
Ketten mich ohne Ende!

Koppen.

Gustav Schüler.

Der neue Waldhüter.

Erzählung von Hans Eschelbach.

I.

Der Förster Rasch saß im „Roten Hahn“ hinter einem Glase Bier; er hatte das Gewehr zwischen den Knien und sah nachdenklich drein: Die Wildddiebe trieben es gar zu toll in der Gegend. Die Jagd „im Bergischen“ war aber auch zu verlockend für die Wildddiebe: in den Königsforsten klang der Schrei streitsuchender Hirsche, Rehe gab es die Menge und Hasen — — — man fiel drüber, wie der rote Brenner behauptete, und der rote Brenner mußte das wissen; denn er war der eingefleischteste Wilderer weit und breit.

Der rote Brenner war sonst gar nicht so übel; aber das Wildern konnte er nicht lassen, das wußte alle Welt und besonders der Förster Rasch, der ihn oft genug geschnappt und ihn mehr als einmal hinter Schloß und Riegel gebracht hatte. Vor dem Förster hatte der rote Brenner auch einen gewaltigen Respekt, und als er jetzt die Wirtsstube betrat und Försters Zampa ihn wie einen alten Feind knurrend begrüßte, drückte er sich still in die entlegenste Ecke und bestellte einen Schnaps.

„Na, Rasch, was habt Ihr denn auf der Leber? Ihr seht ja drein, als ob es sieben Jahre regnen sollte,“ meinte jetzt lachend der behäbige Wirt, indem er sich dem Förster gegenübersetzte. „Kränkt Euch der Kieferspinner oder sitzt der Buchdrucker im Holz?“

„Keines von beiden; aber der Henker hole die Hallunken, die Wildddiebe!“

Die Faust des ehrlichen Waldkinds fuhr grollend so schwer auf den Tisch, daß die Gläser nur so hüpfen. Zampa leckte seinem Herrn die Hand, als ob er ihn beschwichtigen wollte, und der rote Brenner legte den irdenen, schmierigen Pfeifenstummel auf den Tisch und sah verstohlen auf den Förster.

„Ist denn im Revier etwas vorgefallen?“

„Gott sei Dank, in meinem Revier nichts; aber drüben an der Sieg ist Blut geflossen.“

„Blut?“

„Leider, leider, und ein Mann wird zum Krüppel.“

Es war lautlos stille geworden an den Eichentischen, die Spieler legten ihre Karten nieder, und dem roten Brenner passierte es zum ersten Mal im Leben, daß ihm im Wirtshaus die Pfeife ausging.

„Diese Nacht ist es geschehen im Mondschein. Kommt da der Förster drüben nahe an die Sieg, und da fällt ein Schuß und noch einer. Damit ist aber auch schon der Förster hinter einer dicken Kopfweide und prüft seine Flinte, und da er keine

Kugeln zur Hand hat, nimmt er den Schrot, aber den größten. Und damit knackt es schon in den Büschen, und drüben an der Lichtung taucht ein Kerl auf mit zwei Hasen, die er nicht geschossen, sondern aus der Schlinge genommen. Und wer meint Ihr, wer's ist!“

„Na, wer, wer?“

„Der Krumbach aus Eil, der mir immer die Heide stiehlt.“

„Wahrhaftig?“

„Wahrhaftig! Er kommt quer über die Lichtung, und es ist heller Mondschein. Er dreht dem Förster halb den Rücken, der deckt sich hinter der Weide, legt ruhig an, faßt sich den Kerl scharf aufs Korn der Sicherheit halber, und dann schreit er „Halt!“ Und was meint Ihr, was geschieht? Der Kerl schnellt herum, reißt wie der Blitz die Büchse an den Kopf und schießt auf den Förster. Die ganze Ladung geht in Kopfhöhe in den Baum, daß die Fegen nur so fliegen.“

„Und der Förster?“

„Der nicht faul, brennt los und schießt ihm beide Läufe in die Beine. Der Wilderer fällt im Feuer, der Förster springt auf ihn, und wenn er ihm die Flinte nicht rechtzeitig entrissen, der Schuß hätte zum zweiten Male besser getroffen, wie das erste Mal. Er hat geflucht wie der Satan; aber es hat nichts genutzt. Jetzt liegt er in Bonn in der Klinik, und soviel ist sicher: beide Beine müssen ihm abgenommen werden.“ —

Wie der Förster das gesagt, legt sich ihm schwer, unheimlich schwer eine Hand auf die Schulter, hinter ihm steht der rote Brenner, der ist blaß wie der Tod und sieht ihn an aus gläsernen Augen.

„Rasch, ist das wahr? Beide . . beide Beine?“

Da steht der Förster langsam auf und sieht den roten Brenner so scharf und durchdringend an, als spreche er nur zu ihm.

„Brenner! Beide Beine! Der Mann wird zum Krüppel, er kommt aus der Klinik ins Zuchthaus und“ — in der tieferregten Stimme des Forstmannes klang es weich wie verhaltener Schmerz — „er hat Frau und Kind wie ich und — wie Ihr, Brenner!“

Der rote Brenner setzte sich schwer auf den nächsten Stuhl und starrte vor sich hin: jetzt war der Krumbach ein Krüppel, und morgen — so hatte er mit ihm verabredet — morgen noch wollte er mit ihm hinaus an die Schlingen. —

Der Förster aber sprach sich in einen heiligen Zorn: „Ja, so geht es! Die Leute faulzen die halbe Zeit, der Schnaps wird ihr Herrgott, die Kirche wird ihnen fremd, sie kennen zuletzt nicht mehr Gott noch Gebot und sind gar stolz auf ihre Schleichwege. Ist denn der Wildddieb nicht auch ein Dieb? Aber er hat seinen Katechismus verlernt, er kennt nicht das Gebot „Du sollst nicht stehlen“, und trifft ihn der Förster, dann vergißt er auch, daß unser Herr gesagt hat „Du sollst nicht töten!“ Dann schießt er drauf los, als wäre der Förster ein Hund und kein Mensch. Das aber sag' ich — Brenner! — Das aber sag' ich: wer mich im Wald trifft, muß wissen, daß ich fortan nicht nur Schrot, sondern auch

eine Kugel im Laufe hab'! Mein Leben ist mir so lieb, wie jedem andern. Seht Ihr, Brenner, das ist schweres Kaliber!"

Er schob die Patrone vor den Augen des Wilderers ins Gewehr, dann bezahlte er seine Zeche, pfiß seinem Hunde und ging lauten Schrittes hinaus in die Nacht.

II.

Der rote Brenner blieb zwei Nächte nach einander aus dem Walde; er schlief daheim sehr unruhig und träumte von den Schlingen, die er gestellt, von einem großen Rehbock, der in der Strippe hing, und vom Förster Rasch, der ihm die Schlingen zerstörte. Am Tage strich er um den Wald herum, wie die Katze um den heißen Brei; hinein wagte er sich nicht, sonst trieb es ihn an die Schlingen, und an den Schlingen saß der lausige Windhund, wie er ihn grollend nannte, der Förster Rasch. Im Grunde genommen, war der rote Brenner besser wie sein Ruf; es war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, die Büchse auf den Förster anzulegen, wenn ihn dieser ertappte: er kannte die rotbackigen Kinder des Försters, die oft im Walde ganz vertraulich mit ihm plauderten, er kannte und achtete die brave Frau des Försters, und wenn er ihn selbst naturgemäß nicht leiden mochte — — auf ihn schießen, das konnte er doch auch nicht. Aber der Förster hatte ihn schon zu oft gepackt, die Strafen wurden immer schärfer, auf ihn schießen — — nein! — — aber erwischen durfte er ihn nicht mehr, um keinen Preis! Was war da zu machen? Ganz heimlich, wie ein Dieb in der Nacht, war ihm schon einmal der Gedanke gekommen, das Wildern ganz zu lassen, aber er hatte ihn entrüstet zurückgewiesen. Es ging ihm wie dem Pferdehändler, der trotz seiner Betrügereien schlechte Geschäfte gemacht, dem dann sein Sohn geraten, es einmal mit der Ehrlichkeit zu versuchen, und der darauf in gerechtem Eifer erwidert: „Es mit Ehrlichkeit versuchen? — Auf solche Spekulationen lasse ich mich nicht ein!"

Lange würde er nicht mehr so müßig zusehen können, das wußte der rote Brenner, er mußte in den Wald, er mußte, er mußte! — —

Wenn nur der Müllers Hannes nicht gewesen wäre, über den er sich so grimmig ärgerte. Der Müllers Hannes verlegte sich auch aufs Wildern und ging ihm ins Geschäft. Der pure Brotneid quälte ihn. Daß auch der Henker den Hannes hole, den Racker! Alle die Hasen! Die besten Rehböcke! Es war zum Rasendwerden. Er, der Brenner, schlich jetzt trübsinnig um den Wald herum, und der Hannes saß im Rohr und hatte gut Pfeifen schneiden; aber der Hannes wußte ja auch noch nicht, daß der Rasch eine Kugel im Lauf hatte, daß dem Acumbach beide Beine abgenommen wurden, beide — — beide Beine!

Zuletzt ging der rote Brenner in die Schenke, in den „Roten Hahn“, und wahrhaftig: Da saß er wieder, der Förster Rasch, und der Unglückshund, der Zampa, knurrte ihn wieder an, wie immer. Am liebsten hätte er ihm einen Tritt gegeben, dem Teufelsvieh. Jetzt saß also der Förster gemütlich in der Wirtschaft, was hätte man da fein in den Wald gehen können, wenn er das gewußt hätte!

Der rote Brenner traute seinem Auge nicht: Der Förster winkte ihn zu sich heran. Er folgte etwas verlegen.

„Setzt Euch! He, Wirt, bringt dem Brenner einen Schnaps, einen großen!"

Der Brenner fiel beinahe auf den Rücken. Der Förster traktierte ihn? Wenn das nichts zu bedeuten hatte!

„Na, wie geht es, Brenner! Ich habe Euch lange nicht mehr im Wald gesehen; wie geht es?"

„Schlecht!" —

Schwupps! Der Schnaps war herunter mit einem Zuge: es war dem Brenner unheimlich in so seiner Gesellschaft.

„Frau Wirtin! Hier, noch einen Nordhäuser für den Brenner, noch einen großen!"

Der Brenner kam sich vor, als wäre er verzaubert. Er sagte nichts, er spuckte nur einige Male auf die Erde.

„Da, steckt Euch eine Cigarre an!"

Der Brenner biß die Cigarre ab und spie die Spitze aus; der Förster machte ihm sogar das Streichholz an.

Das war zu unheimlich. Dem Brenner wurde die Luft zu drückend in der rauchigen Wirtsstube; er paffte mächtige Rauchwolken vor sich hin und trank mit einem kühnen Zuge den zweiten Schnaps aus.

„Also geht es schlecht?"

„Sehr schlecht."

„Wo sitzt es denn?"

„Wo es sitzt? In den jungen Eichen sitzt er, der Lump."

„Wer?"

„Der Müllers Hannes. Seht, Rasch, wenn ich an Eurer Stelle wäre, heute abend müßte er mir noch dran. Alles kann ich leiden, aber wenn die schönsten Hasen so flöten gehn, so mir nichts dir nichts, das kann mich ärgern."

„So?"

„Hört, Herr Rasch, wenn ich an Eurer Stelle wäre: Der Henker soll die Wildddiebe holen; alle müßten sie mir dran nach der Reihe; aber der Müllers Hannes ist der Schlimmste!"

„Meint Ihr?"

„Das meine ich nicht, das weiß ich; ich könnte dem Kerl die Ständer lahm hauen vor Aerger."

„Na, Brenner, es freut mich, daß Ihr die Wildddiebe so schlecht leiden könnt; Ihr werdet denn wohl auch verstehen, daß ich keine Rücksicht kenne. Wenn ich den Wald bewache und die Wilderer packe, ist das nicht meine Pflicht?"

„Eure Pflicht und Schuldigkeit!"

„Na, Ihr seid ja nicht so dumm, wie Ihr ausseht. Ich hoffe, wir treffen uns nicht mehr so oft im Walde." Damit erhob sich der Förster, bezahlte alles und ließ mit einem kurzen „Gute Nacht!" den roten Brenner ziemlich verblüfft sitzen. Der schob mit einem Ruck die schmutzige Mütze in den Nacken, dann sagte er prophetisch zum Wirt: „Freundschaft, das hat was zu bedeuten!"

III.

Einige Tage nach jenem denkwürdigen Abend fuhr der Förster nach Köln zu dem Eigentümer der Jagd, der in seiner hohen Stellung, die er am Gericht einnahm, über den staubigen Bandekten den Wald und die Jagd nicht vergessen hatte.

Der Förster berichtete über den Stand der Dinge, über die Holzfrevler, die Besenbinder, die die Heide holten, über die Wilddiebe und vor allem über den roten Brenner. Der Rat hörte das alles mit krauser Stirn an, er drehte seinen mächtigen Schnurrbart und war oft daran, recht heidnisch zu fluchen. Zuletzt hatte der Förster ihm noch einen Vorschlag zu machen, den er anfangs mit Ent-rüstung, dann mit Staunen, dann mit homerischem Gelächter anhörte.

„Der Rasch ist ein Blizkerl, das habe ich immer behauptet,“ sagte unser Nimrod zu seiner Frau, nachdem sich der Förster verabschiedet hatte. „Das wird ein Genie-streich! Sieh acht, Du wirst noch etwas erleben.“

Den weiteren Fragen seiner besseren Hälfte stellte der Rat aber eine stoische Ruhe und ein unverbrüchliches Schweigen entgegen.

„Ich trage mich mit großen Plänen,“ das war alles, was seine Frau aus ihm herausbrachte, und ärgerlich über seine geheimnisvolle Schweigsamkeit erwiderte sie: „Du wirst wieder eine Dummheit machen!“

Sie hatte gehofft, er werde ihr nun entrüstet beweisen, daß er keine Dummheit mache, und ihr so endlich doch Einblick in sein Geheimnis verstaten, aber er ging nicht auf den Veim, er schwieg, und der Förster Rasch handelte unterdessen.

Der rote Brenner saß am selbigen Tage bei einbrechender Dunkelheit im „Roten Hahn“, als bald nach ihm auch der Förster auf der Bildfläche erschien und sich gleich neben ihn setzte, wie neben einen guten Freund. Diesmal spannte er den Brenner nicht lange auf die Folter: er bezahlte einen Schnaps für ihn, schenkte ihm eine Cigarre von sehr zweifelhafter Qualität, die er für derartige Fälle stets bei sich hatte, und fiel dann mit der Thüre ins Haus.

„Brenner! Morgen früh wascht Ihr Euch gründlich, rasiert Euch und zieht den besten Rock an. Hier habt Ihr Fahrgeld, dann reist Ihr nach Köln! Ihr sollt zum Rat kommen.“

„Zum Rat?“

„Zum Rat; er will mit Euch sprechen.“

Jetzt war es klar, der alte Fuchs wollte ihn in eine Falle locken, und der Förster sollte ihn ins Garn treiben.

„Nein, Rasch, so dumm bin ich aber doch nicht. Zum Rat soll ich gehen, zum Rat, dem hier die Jagd gehört? Ich? Dann könnten sie mich wohl gleich wieder in Köln halten. Nein, zum Rat gehe ich nicht! Wenn der etwas von mir will, kann er zu mir kommen.“

Der Förster setzte seine ganze Ueberredungskunst ein; aber der Brenner fühlte sein Gewissen gar zu schuldbedrückt, als daß er sich so mir nichts dir nichts in die Höhle des Löwen gewagt hätte. Erst als ihn der Förster noch mit zwei weiteren Schnäpsen und zwei Cigarren traktiert und ihm das feierliche Versprechen

gegeben, daß ihm nichts Böses geschehen solle, daß er beim Rat in Köln vielmehr sein Glück machen werde, entschloß er sich mit einem tiefen Seufzer zu der abenteuerlichen Fahrt.

IV.

Der rote Brenner schlich länger als eine Stunde um die Höhle des Löwen herum; endlich wagte er sich hinein, aber die dicksten Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. Manchen gewagten Pirschgang hatte der Brenner gemacht; aber nie im Leben hatte ihm das Herz so geklopft, wie jetzt, da er vor dem Manne erscheinen sollte, der daheim all' die Hasen, all' die Rehe und Hirsche schießen durfte, ohne dafür hinter Schloß und Riegel zu kommen.

Verlegen stand der Brenner mit seinen derben Nagelschuhen in dem reich ausgestatteten Zimmer. Der Herr ließ lange auf sich warten. Endlich kam er, der gewaltige, der unumschränkte Gebieter des Waldes, in dessen grünen Hallen der Brenner so manchem Häslein das Lebenslicht ausgeblasen. Dem Brenner wurde es siedendheiß, unwillkürlich riß er die Beine zusammen und stand soldatisch grüßend unbeweglich da.

Der Rat, der es bis zum Reserve-Offizier gebracht hatte, strich seinen Schnurrbart, ging straffen Schrittes auf den Wilderer zu, befah ihn vergnüglich schmunzelnd von oben bis unten und kommandierte dann so schneidig, daß seine Frau aus dem angrenzenden Zimmer herbeigelaufen kam: „Rührt Euch!“

Nachdem der alte Nimrod seine besorgte Frau beruhigt und hinausgeschickt hatte, begann er sein Kreuzverhör:

„Ihr seid der Brenner?“

„Zawohl, Herr Rat.“

„Wo habt Ihr gedient?“

„In Coblenz beim Schnapsregiment.“

„Bestraft?“

„Zawohl!“

„Wegen?“

„Wilddieberei.“

„Ihr habt Euch meistens in meiner Jagd herumgetrieben?“

„Zu Befehl, Herr Rat.“

„Was habt Ihr geschossen?“

„Alles.“

„Na, Freundchen“ — und der Alte klopfte dem Brenner vertraulich auf die Schulter — „dann seid einmal ehrlich, es soll Euch nichts bezwegen geschehen: wieviel Hasen habt Ihr mir denn ungefähr geschossen?“

Der Brenner schluckte einmal, als stecke ihm etwas in der Kehle, dann sagte er mit einer jämmerlichen Armsündermiene: „Ich glaube nicht, daß ich sie alle auf drei Leiterwagen nach Köln bringen könnte.“

Der schnauzbärtige Rat bekam einen starken Hustenanfall, der sehr erkünstelt klang; denn etwas mußte er doch thun, um das Donnerwetter zu verschlucken, das ihm auf den Lippen brannte. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem Brenner breitspurig stehen.

„Drei Leiterwagen?“

„Zu Befehl, Herr Rat.“

„Na, na! Ihr seid . . . Ihr seid . . . ein . . . ein . . . Mordskerl! Jetzt kommt einmal mit!“

Er führte den Brenner über den Hof am Pferdestalle vorbei in das Zimmer des Kutschers.

„Johann, hier ist der Kerl!“

Der Brenner ballte die Fäuste; denn es schien ihm doch klar, daß er selbst seine Haut zu Markte getragen, und daß eine gewaltige Tracht Prügel auf ihn warte; aber man sollte ihn nicht unvorbereitet finden.

Der Rat schloß die Thüre hinter sich zu und lachte auf dem Hofe so gewaltig, daß seine Frau an's Fenster kam und sehr ungnädig fragte, was denn jetzt schon wieder los wäre.

Mittlerweile hatte der Brenner drinnen mit dem Kutscher eine merkwürdige Unterredung, die dieser im Auftrage seines Herrn führte, und als der Brenner nun nach Verlauf einer halben Stunde wieder auf den Hof trat, war er ein neuer Mensch; seinen gewöhnlichen Anzug hatte er in ein Bündel gepackt, dafür trug er aber jetzt Försterskleidung: eine grüne Jagdjoppe, entsprechende Beinkleider, Samaschen und eine grüne Mütze, an der selbst der Gensbart nicht fehlte. Dazu trug er einen derben Knotenstock, eine Jagdtasche und sogar eine Feldflasche. Nur das Gewehr fehlte aus guten Gründen: man hatte den Bock zum Gärtner gemacht.

Draußen empfing der Rat den Brenner: „Von heute an seid Ihr mein neuer Waldhüter. Ich nehme Euch einen Monat auf Probe; schickt Ihr Euch gut, so bekommt Ihr auch ein Gewehr. Aber sorgt dafür, daß die Wilderei in meiner Jagd aufhört!“

Der Brenner kam sich vor, als wäre er plötzlich in den Himmel versetzt; er reckte sich gewaltig, er sah sich verwundert in den großen Glasscheiben des Hauses, er bekam einen fürchterlichen Respekt vor sich selbst.

„Herr Rat, Ihr sollt mit mir zufrieden sein; es dauert keine vierzehn Tage, dann wagt kein Teufel mehr eine Schlinge zu setzen, den Müllers Hannes packe ich zuerst.“

Zur Bestätigung des neuen Bundes gab der Rat dem Uebergelücklichen ein Zehnmarkstück und sechs von seinen eigenen Cigarren.

Dann schied der rote Brenner. Ehe er nach Hause fuhr, ließ er sich die Haare schneiden, weil das besser zu seinem grünen Rocke stände. Auch ging er mehrere Male durch die Hauptstraßen von Köln; er fühlte sich so erfüllt von seiner neuen Amtswürde, so gehoben, daß er glaubte, alle Kinder müßten staunend mit dem Finger auf ihn zeigen.

V.

Der Förster hatte den Wirt zum „Roten Hahn“ mit in das Geheimnis gezogen; jetzt saßen die beiden Kumpane zusammen und erwarteten die Ankunft des Brenners, der bald von seinen Irrfahrten zurückkehren mußte. Endlich sah man ihn durch das Fenster von weitem kommen. Der Förster schlüpfte rasch in das

Nebenzimmer; denn jetzt sollte der Hauptspaß erst losgehen. Der Wirt trat scheinbar verwundert in die Hausthüre, hielt die Hand vor die Augen, musterte den fremden Ankömmling kritisch, schüttelte den Kopf, als ob er den fremden Jäger nicht kenne, und trat dann zurück in die Wirtsstube. Strammen Schrittes wie ein Offizier trat endlich der Brenner ein. Der Wirt zog die Mütze vor ihm ab und machte die wunderbarsten Bücklinge.

„Womit kann ich dem Herrn dienen?“

„Zum Kuckuck! Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja der Brenner. Gebt mir . . .“

„Einen Schnaps?“

„Nein, Schnaps trinkt jeder Wilddieb; ich trinke Bier.“

Es wurde noch viel Ulf mit dem neuen Waldhüter getrieben; aber von heute ab hielt er Maß, er blieb nicht zu lange im Wirtshause, er trank nicht mehr viel, er wurde ein neuer Mensch.

Am andern Morgen hatte er den ersten Wilddieb bereits gefaßt: er hatte ihm im Handgemenge den halben Rock vom Leibe gerissen und brachte diesen als Beweisstück. Er wurde ein treu ergebener Diener seines neuen Herrn, er hatte endlich einen passenden Beruf gefunden, und es dauerte keine zwei Wochen, so wagte sich ihm kein Wilddieb mehr ins Gehege; alle verzogen sich in andere Jagdgebiete; denn in den Waldungen, die der Aufsicht des Försters unterstanden, hauste der neue Waldhüter.

Wilhelm Raabe.

Ein Geburtstagsgruß zum 8. September.

Von Ludwig Löfer.

Die Mode ist eine eigensinnige Göttin. Wer ihrem Befehl gehorcht, besser noch wer den Wink ihres Auges zu erraten weiß, dem dankt sie gar schnell mit weit überstrahlendem Erfolg; aber abseits im Halbdunkel stehen vollwertige Persönlichkeiten, zu stolz, sich in den Lichtkreis der Launischen zu drängen, eigener Leuchtkraft sich bewußt, und erwarten ihre Zeit. Vom Nagengoldschimmer Lindauer'scher und Blumenthal'scher Geschicklichkeit ließen Tausende sich blenden, Tausende glaubten Zola und Ibsen auf erdigen oder dunklen Spuren folgen zu müssen, ließen sich von Sudermanns sinnlicher Brutalität knechten, waren krank und müde mit Hauptmann und den Dekadenten, — von all den Tausenden, wie wenige kannten den unmodernen Wilhelm Raabe!

Vom fin de siècle zum neuen Jahrhundert fährt die Mode zwar auf breiter Straße, aber sie fährt in neues Land, in deutsche Heimat; und siehe, die Launische lächelt dem Siebzigjährigen, der nicht kam, um ihr zu hulbigen, ihr sonnigstes Lächeln. Wilhelm Raabe wird modern. Die Jungen hinter dem Wagen her, die deutsches Land und deutsche Art auf ihr Banner geschrieben haben, schwenken vor dem Alten die Fahnen

und rufen Hurra, und zu der stillen, kleinen Raabegemeinde drängt sich lärmend der breite Schwarm. Mit ein wenig Wehmut und viel herzlicher Freude sehen es die Getreuen; denn hier waren Schätze verborgen, und es schien, als wollte unser Volk sie nicht heben.

Was wir an ihm haben, sei hiermit gesagt: Wilhelm Raabe ist von allen Lebenden der deutscheste Dichter.

Der deutscheste! Was ist denn deutsch? Leicht läuft man Gefahr, irgend eines Stammes Eigentümlichkeit für ein deutsches Besonderes anzusehen, des Friesen Ehrbarkeit vielleicht oder des Ostpreußen scharfes Denken, und dann stimmt die Rechnung nicht überall. Aber wir haben Männer genug in der Geschichte, bei denen wir herausfühlen, auch ohne daß wir es uns sofort begrifflich klar machen, die sind durch und durch deutsch. Da ragen uns gleich zwei Heldengestalten entgegen, Luther und Bismarck, an denen sich deutsches Wesen mit besonderer Kraft entfaltet. Was die beiden, der Märker und der Oberschese, gemeinsam haben unter sich und etwa mit den Gestalten unserer ältesten Dichtung, den Nibelungenhelden vor allem, das wird ja wohl deutsch sein. Dieser Grundzug ist die Innerlichkeit des Gemütes, die seelische Tiefe, und in zwei Richtungen giebt sie sich kund, im innigen Empfinden und im starken Wollen. Wer ein starkes Wollen besitzt, der setzt sich selber, seine Persönlichkeitsanlagen kräftig durch, er bekämpft Grenzen und Schranken, die seinem Ich entgegenstehen, er gelangt zur Freiheit. Wer tief empfindet, der nimmt innig die Außenwelt in sich auf; wo er Wurzel schlägt, da sind diese Wurzeln kräftig und zäh, er ist treu. Frei, das ist sich selbst durchgehend, und treu, beide Eigenschaften fest unter einander verbunden, sich gegenseitig bedingend und begrenzend, das ist die echte Mischung germanischen Wesens. Wer bei den Nibelungen, bei Luther und Bismarck, bei Goethe und Wagner nachprüft, wird es bestätigt finden.

Wie Lebenslust ist es unsern Edelsten immer gewesen, eine freie Eigenart selbständig entwickeln zu dürfen. Als Luther seinen siegreichen Kampf gekämpft hat, um die Geister vom Gewissenszwang, den Einzelmenschen von den Fesseln romanischer Herdenreligiosität zu lösen, da hat sich dieser Drang nach innerlicher Freiheit geschichtlich zum ersten Mal energisch Luft gemacht, und Luthers Werk und Luther selbst sind uns seither die glänzendsten Zeugnisse für diese Seite deutschen Wesens geblieben. Auch Goethe schätzte die Persönlichkeit, die sich selbst durchsetzt, als das „höchste Glück der Erdenkinder“, er ruft uns zu: „Was euch das Innre stört, dürft ihr nicht leiden!“ Wie uns das anklingt, wenn wir Wilhelm Raabe sprechen hören: „Frei durchgehen! Ist das nicht das größte Wort, das in diesem in Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Jawohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde; wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten; bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch?“ Die Frage klingt nun zwar sehr skeptisch gemeint, und doch giebt er uns gleich im Buche, in dem es steht, in dem „Deutschen Adel“, die Beispiele dazu, die stolzen, selbstsicheren Menschen, denen der Adel nicht im Geblüte, aber im Gemüte sitzt. Da ist eine deutsche Mutter, die ihren Sohn hinausgegeben hat in den Krieg und die sich doch nicht unterkriegen läßt von den Sorgen um den Einzigen, die sich in Droysens York vertieft und ihren gesunden Schlaf nicht verliert, als ihr Sohn vor Paris französische Kugeln pfeifen hört. Da ist der junge Krieger selbst, der aus Schulden und Dummejungenstreichen heraus in Feindesland gezogen ist, „der auch den Tod nicht zu ernst nimmt,“ den aber die Not des Lebens zum verständigen Manne erzieht; da ist schließlich der Litterat Bedehopp mit seinem nie versiegendem Humor, der sich vor Welt

und Teufel nicht fürchtet, nicht einmal vor seines Freundes böser Sieben, der gestrengen, giftgeschwollenen Frau Achtermann.

Hat unser Dichter sich in dem ein wenig selbst porträtiert? Soviel ist sicher, daß wir keinen besseren Vertreter deutschen Adels, wie er ihn hier fordert, finden können als ihn. Es ist nicht nötig, auf sein Privatleben einzugehen, um ihn kennen zu lernen, wir sehen ihn ja deutlich in seinen Schriften. Im Stil hast du den Menschen, heißt es; nun, es giebt unter unseren heutigen Dichtern keinen, der einen so ausgeprägten, eigen- und einzigartigen Stil schriebe wie Wilhelm Raabe. An einer halben Seite kann man ihn erkennen und sagen: Das hat er geschrieben, so schreibt sonst keiner. Freilich sonderlich glatt und bequem ist dieser Stil nicht; aber das soll er auch garnicht; unser Dichter weiß gar wohl, daß die breite Menge, der so ein Roman nur eine angenehme Zugabe zum Verdauungsquartelstündchen ist, beim Bücherlesen sich nicht gern anstrengt; er weiß wohl, daß er gerade wegen dieses Stiles trotz seiner Bedeutung sich nur langsam in der Leservelt durchsetzt; aber das stört ihn nicht, er macht der Menge keine Zugeständnisse. Man glaubt ihn manchmal spöttisch aus den Zeilen seiner Schriften hervorlachen zu hören: Ihr möchtet mich wohl gern anders? Aber ich bleibe ich! — Und er stellt solche Treue gegen sich auch geradezu als allgemeine Forderung für den Dichter auf. „Welch einen wundervollen Waldgesang,“ ruft er im „Lar“ aus, „würde man beim Luftwandeln durch den deutschen Litteraturwald zu Gehör bekommen, wenn jeder Vogel darin pfliffe, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.“ Und wir sollen uns freuen, daß ihn nicht Rücksichten auf den Erfolg, auf Ruhm und Geld von seiner Eigenart abbringen; denn die Kunst verlangt, daß ihre Diener ihr ganzes Ich einsetzen; wer sie zur milchgebenden Kuh erniedrigt, der erreicht sein Höchstes nicht. Daß er so lauter, ohne selbstsüchtige Absichten, der Poesie dient, zeigt ihn eben als echten Deutschen; denn deutsch sein, das heißt nach Richard Wagners schönem Wort, eine Sache um ihrer selbst willen thun. Wer aber vom hohen Richterstuhl herab an Raabes Stil herummäkelt, der lasse sich gesagt sein: Wer den Dichter will verstehen, soll in Dichters Lande gehen, d. h. er soll einzudringen suchen in seine Welt und seine Art. Wem's nicht gleich gefällt, wie er schreibt, der urteile nicht hochmütig ab, sondern gebe sich sein bescheiden Mühe, ihm nahe zu kommen, er verdient's und er verlohnt's.

Eigenartig wie der Dichter selbst sind auch die Gestalten, die er prägt. Raabe ist ein Meister in der Kunst, Charaktere zu schildern, und wenn er so energisch Front macht gegen die moderne Gleichmacherei — „stramm, stramm, stramm, alles über einen Kamm“, wie es die Frau Konrektor Eckerbusch im „Horacker“ ironisch bezeichnet —, so wundern wir uns nicht über die Fülle von Originalen in seinen Dichtungen. Was sind das alles für sonderbare Käuze, der alte Schönow, der von weitem aussieht, wie der gräßlichste, naseweise Berliner in der Provinz, und der in der Nähe solch weiches, goldenes Herz hat, Frau Rittmeisterin Grünhage im „Horn von Wanja“, der Karikaturenmalers Strobel in der „Chronik der Sperlingsgasse“ und wie sie sonst heißen. Festen Willen haben die alle, scharf ist ihr Verstand und schärfer noch ihre Zunge, mit der sie streitlustig dem die Leviten lesen, der ihnen nicht in den Kram paßt. Das sind zivilisiertere Nachklänge alter germanischer Kaufkraft, wie sie unangewöhnt der köstliche alte Schwede im „Marsch nach Hause“ zeigt. Den alten Kriegsknecht hat eine Woge des dreißigjährigen Krieges auf einer Alm in Borarlberg stranden lassen, wo er friedlich Käse melkt und Käse formt; aber als ihm Kunde wird, daß zwischen Schweden und Brandenburg ein Strauß im Gange ist, hält's ihn nicht, er nimmt Reißaus von der Alm und tritt bei seinem alten General Wrangel wieder ein, zu schlimmer Stunde freilich, denn Zehrbellin und Rathenow zeigen ihm, wie sich inzwischen

das Blatt gewandt hat, und wie am Himmel des Kriegsruhms der Brandenburger Stern allmählich aufgeht.

Diese Originale haben nun allerdings Raabe den Vorwurf eingetragen, er sei der Dichter des Schrullen- und Launenhaften. Aber der Vorwurf ist so oberflächlich wie ungerecht; es ist ja nur ein kleiner Teil aus der unendlichen Fülle seiner Gestalten, auch sehe man allen diesen Menschen einmal hinter die Maske! Wird man erst den Reichtum des Herzens dahinter gewahrt, so hört man bald auf, an der Oberfläche herumzumäkeln. Denn wie in ihrem Schöpfer ist auch in ihnen die Selbstwachsenheit, die innere Freiheit, mit jener Schwesertugend, von der wir oben sprachen, gepaart. Gewiß, das einseitige Hervorkehren der Persönlichkeit allein wäre undeutsch; Charaktere, die rücksichtslos nur sich gelten lassen, deren Wesenskern der Wille zur Macht ist, Eroberernaturen wie der Nationalheld unserer Nachbarn, Napoleon I., leuchten uns nicht als Leitbilder vor. Die deutsche Freiheit muß auch verschwistert sein mit der deutschen Treue. Wie der starke Wille, so quillt auch das tiefe Empfinden aus der Innerlichkeit, die unser schönstes Volkserbe ist, hervor, das tiefe Empfinden, dem wir den Namen zu geben gewohnt sind: das deutsche Gemüt. Daß man es uns nicht verwechsle mit der faden Gemüchlichkeit, die schnell wie Unkraut ihre dünnen Wurzeln schlägt, die sich leicht anschließt und sich's wohl sein läßt heute hier und morgen da. Fest und zäh treibt das deutsche Gemüt Wurzel in dem einmal erwählten Boden, wie eine Eiche in ihrem Hain. Und an solchem Gemüt mit seiner Frucht, der Treue, wer hat da größeren Reichtum als Raabe? Das ist es ja auch, warum er uns so eigenartig in seinen Bann nimmt. Sicher, es giebt selbst heute Schriftsteller, die uns mehr imponieren durch Kraft und Großartigkeit, es giebt sie, die uns mit noch duftigerem, leichterem Hauch der Phantasie bezaubern, aber Raabe, den treuen Wilhelm Raabe, hat man einfach lieb.

Weil er selber so fest verwachsen ist mit Heimat und Familie, mit Freunden und Landsleuten, deshalb schildert er auch Heimat und Häuslichkeit, Liebe und Freundschaft mit so warmen, innigen Farben, wie wohl keiner außer ihm. Wie tief bei ihm das Verhältnis zwischen Mann und Weib! Da ist nichts von der schwülen Sinnenglut der Modernen, das ist die felsenfeste, deutsche Zusammengehörigkeit der Herzen, die sich als Teile eines Ganzen fühlen. Ich erinnere an Hans Unwirsch und sein Fränzchen, an Horacker und sein Lottchen oder, am ergreifendsten dargestellt, seinen Velten Andres in den „Akten des Vogelsangs“; gewiß, der ist uns kein Muster und Vorbild mit seinem für diese Welt nur zu treuen, zu weichen Herzen, aber wer fühlte nicht für ihn die innigste Freundschaft, wie er so langsam dahinsiecht an dieser einen nie verharschenden Wunde, der unvergessenen Jugendliebe! Von Raabes Bildern aus der deutschen Familie giebt zum Beispiel der köstliche „Horacker“ eine ganze Musterkarte. Man möchte sich gleich zu Gaste laden in dem gemütlichen Pfarrhause oder beim Herrn Konrektor und seiner resoluten Ehefrau oder im jungen Eheglück des Zeichenlehrers. Tiefer, leuchtender sind die Farben etwa im „Hungerpastor“; aus dem schönen Familienleben in der Schusterwerkstatt von Hans Unwirschs Vater, aus dem Verhältnis von Mutter und Sohn weht uns eine Wärme entgegen, daß man sich beim Lesen sorgsam Vorrat mit hinausnehmen möchte ins manchmal so kalte Leben.

Das innerliche Aufnehmen dessen, was draußen ist, das feste Wurzelschlagen ist es auch, weswegen Raabe mit Vorliebe das Kleinstadtleben und seine vertraute Behaglichkeit, seine engen Kreise schildert. Auch in die Großstadt führt er uns oft hinein, aber da hat er alsbald einen kleinen Birkel gefunden abseits vom lauten, kalten Getriebe, in dem sich's warm und wohl sein läßt, so Velten Andres' Heim bei der Frau Facht-

meisterin oder Bugemanns Keller. Doch die Kleinstadt ist seine stille Liebe, da sind wir gleich zuhause in den engen Straßen mit den Giebelhäusern, den hohen Hecken und friedlichen Gärten, wir fühlen herzlich für die frischen Mädchenblüten, die hier so unberührt gedeihen, die deutschen Jünglinge, die so weltlässig sind und so rein empfinden, für die guten Tanten und rechtschaffnen Onkel, und selbst an den philiströsen Spießbürgern haben wir unser Behagen, wie sie so klug schwagen und einander über die Zäune gucken. Wie das vielgeschmähte Philistertum der kleinen Städte bei uns Deutschen oft den Boden abgiebt für allerlei geistige Kraft und Tüchtigkeit, das spricht Raabe aus im „Abu Telfan“; er sagt: „Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen, Shakespeare, Milton, Byron; Dante, Ariost, Tasso; Rabelais, Corneille, Molière; sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht; in dem Lande aber zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie frischgepflügter Acker Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Werkstatt, die Schreibstube und die Ratsstube“. Indessen nur der harmlos-komische Anflug und das feste Wurzeln im heimatischen Boden ist es, was Raabe am Philister gefällt. Aber die eigenartig deutsche Mischung von Freiheit und Treue läßt leicht auch jenes Zerrbild des Philisters entstehen, dem Goethe so oft auf den Fersen ist. Das Streben nach freier Selbstentfaltung wird hier überhebliche Anmaßung, die Treue wird rechthaberische Verbohrtheit und fade Gemüchlichkeit. Gegen die Sorte von Philistertum schwingt Raabe freilich die Geißel seines Spottes kräftig genug. So im „Dräumling“. Da gesellt sich zu dem engherzigen, schwingelosen Chor derjenigen Bewohner von Paddenau, die gegen das geplante Schillerfest Stellung nehmen, der Hamburger Großhandelsherr, Inhaber der berühmten Firma Knacksteert Wwe. und Sohn und der übertrifft mit seinem beschränkten Krämerhorizont und der gelddrohenden Anmaßlichkeit die kleinstädtischen Philister noch um ein Erkleckliches. Nein, in die Sorte von Spießbürgertum versinkt unser Dichter nicht, dazu ist sein Blick zu weit und sein Kopf zu klar, dazu ist vor allem sein Herz zu fromm, von jener Frömmigkeit, die nicht groß thut in Worten und äußerlichen Gebärden, aber die das ganze Sein durchseht und nährt wie Blut, das durch die Adern pulst. Die ewige Liebe, das Einssein im Gemüt mit Gott, diese höchste Form deutscher Treue, ist der Grundton, der durch fast alle seine Werke klingt. „Sei gegrüßt, Du große schaffende Gewalt, welche Du die ewige Liebe bist —, Amen!“ so ist der Schluß der „Chronik der Sperlingsgasse“. Und aus dieser Quelle fließt sein Idealismus, der die Güter dieser Welt an Höherem mißt und für klein befindet, aus dieser Quelle sein deutscher Humor, das freie, sonnige Lachen, das mit dem Bewußtsein der Gotteskindschaft die Thräne über das Leid der Erdenkinder schimmernd überglänzt. Frei und treu, die Mischung steckt im Idealismus und im Humor, sie bezeichnet deutsches Wesen, und sie bezeichnet Wilhelm Raabe.

Kann es nun da noch eine Frage sein, wie unser Dichter zum großen Vaterlande steht? Wahrlich, es müßte ein Fehler im Exempel sein, wenn diese Rechnung nicht stimmen sollte, wenn er, der Treue, der so fest in Haus und Heimat, in Gott und lieben Menschen wurzelt, wenn der sich nicht dem Vaterlande aufs innigste verbunden fühlte, wenn er, der Freie, nicht, stolz auf sein Volkstum, für deutsche Eigenart und deutsche Freiheit glühte!

Und in der That, der Niedersachse, der so zäh an seiner engeren Heimat hängt, er hat stets dem größten Vaterlande eine leidenschaftliche Liebe entgegengebracht, deren

Wer viel zu geben hat, von dem wird man vieles verlangen, das ist menschlich berechtigt; — sei es also gleich vorweg bemerkt — auch des Dichters zweites Werk „Die drei Getreuen“ ist ein von wunderbar poetischer Schaffenskraft und ernstestem Gedankengehalt erfülltes Buch. — Freilich, wir steigen von vollendeter Meisterschaft vielleicht um ein nicht geringes herab und spüren einem noch im Werden begriffenen Dichter nach; wir finden hier und dort — oft beinahe nur zaghaft — angedeutet, was im „Törn Uhl“ so festgemauert dasteht, daß uns gar nicht beikommt, daran zu rütteln. Wir treffen auch liebe bekannte Gestalten, aber sie muten uns an, wie reizvolle Jugendbilder derer, die wir auf der Höhe ihrer Gestalt- und Charakterentwicklung wirklich sehen. Und dennoch — bei aller, manchmal geradezu willkürlich gelockerten Komposition, bei aller erstaunlichen Unwahrscheinlichkeit im inneren und äußeren Leben einiger seiner Geschöpfe, daneben, — welche Fülle wunderbar lebendiger Gestalten, die wir mit Händen greifen, mit dem Herzen unvermittelt zu fassen vermögen. Frenssen beschreibt seine Menschen wenig oder garnicht, aber ihre innere Physiognomie drückt sich meist unserer Phantasie in so klarem Bilde ein, daß wir schwören möchten, so hat sich der Dichter diesen, gerade so jenen gedacht. Die Phantasiegestalten werden uns liebe Wirklichkeiten.

Gewinnen wir es über uns, auch die Partien als zum Ganzen gehörig vorurteilslos zu genießen, die sich dem Ganzen der fortschreitenden Erzählung nur sehr lose verbunden anschmiegen, denn Frenssen — anders thut er es nun einmal nicht — will vieles bringen, damit jeder etwas habe, so finden wir gerade in diesem lockeren Gefüge hinreißende Stellen von packender Kraft mit zartem Liebreiz untermischt, so blicken wir gerade dort hinter die letzten Falten ins Allerheiligste der freudebebenden und leiderzitternden Menschenherzen; so hören wir hier die leisen Gemütsstöne der armen Arbeitsgeschöpfe, die so selten im Leben Stunden finden, wo ihnen ein Gott gewährt, „zu sagen, was sie leiden“. Hat es doch Goethe auch nicht anders gehalten: „Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht! Das Publikum wird es euch doch zerplücken!“ Das soll uns nicht hindern, von Frenssen zu sagen: Ja, jeder soll ein Dichter!

Wem quillt's nicht heiß vom Herzen, wenn er vom Tode der kinderreichen Niece Witt liest, die immer nur Sonnabend im Leben gehabt hat, die nur vom Schrubben und Reinemachen gewußt hat und die sich nun so schwer mit dem Sterben plagt über den Gedanken an ihre vielen unversorgten Kinder und ihren schwerfälligen Mann Reimer. Da zeigt sich, wie nahe die Herzen der geistig und leiblich Armen doch beieinanderschlagen. Peter Rahwer, der recht wohl weiß, daß er für diesen Liebesdienst nichts erhalten wird, verspricht der Sterbenden einen „silbrig verzierten Sarg“ zu machen, damit sie festtäglich zur Mutter Erde kommt, wie weiland die selige Thomälen. Pastor Trisius verbürgt sich sogar dafür, daß Niece künftighin nichts als Festtage haben wird. Woher er das nur so weiß . . . Die von Schmerzen Geplagte lächelt glücklich . . . Pastor Trisius ist eben ein eigener Mann.

Wer müßte nicht — sorgebefreit — so recht hell auflachen über den närrischen, grundguten, vornehmnaiven Heim Heiderieter, als er den Waisenkindern

in der Küche sein Mittagmahl überläßt und noch recht ausgelassen dabei ist, aber von Telsche Spieker — dem würdigen Ebenbild unserer lieben Bekannten Wiete Penn aus dem „Törn Uhl“, — der über solche Ungebühr Brummenden kurz gehalten wird, und nachdem er wie ein geprügelter Hund lange mit knurrendem Magen umhergelaufen ist, endlich seinem Hunger doch noch darf Gerechtigkeit widerfahren lassen. Heim Heiderieter ist ein „Narr auf eigne Hand“, der nur manchmal einen raschen guten Griff thut, wo andere noch zögernd die Sache überdenken. Dies Bild und ein anderes, da Maria Landt und Heim die einsamen Waisenfinder belauschen, als sie am finstern Abend aus Hunger aus dem gemeinsamen Bett getrieben, einen mächtigen Mehlbeutel — Telsche Spieker hat ihn natürlich bereitet — gänzlich vertilgen, dann aber wieder sanft und zufrieden ihre Kinderträume spinnen, das sind Augenblicke aus mühseligem Menschenelend, wie sie mit gleich zarter Schalkhaftigkeit wohl nur noch der große Charles Dickens geschaffen hat — so liebevoll poetisch verklärt, so vom Alltagsstaube sorglich gereinigt. Da versteht man's, was dem mit seinen Dichtergaben heiß ringenden Heim einmal mächtig die Seele bewegt, als er glaubt, gefunden zu haben, wie der Ausdruck wahren Gestaltens allein sein darf; „so recht deutsches und einfaches, so etwas für das ganze große Volk, was der Gebildete gern lieh und auch der einfache Mann“. Wir fühlen mit, — ja, so ist es „frisch und schön“.

Wer sorgt sich nicht herzlich mit um Fritz Witt, der am heiligen Abend „so beschwerlich durch den Schnee trabt“, seine tote Mutter aufzusuchen, die da im funkelnden Sternenmeer ihre stille Heimat hat. Fritz sieht ja, wo das ist, warum soll er nicht dahingelangen können. Nur ein Knappes, und das unschuldige Kind hätte die ewige Heimat nicht verfehlt. Aber die himmlischen Heerscharen wollen ihn noch nicht bei sich aufnehmen; er war ihnen wohl „zu dreckig“, wie Telsche Spieker meint. Die Wahrheit gewiß aber ist, Fritz soll erst noch ein tüchtiger Mensch werden, denn er hat einen energischen Willen.

Eine fromme Märchenstimmung aus der Kinderzeit klingt und jubelt uns verhalten durch die Seele. Frenssens feingestimmte Schilderungsgabe weicht mit sicherem Instinkt aller Plattheit und Allgemeinheit aus; er trifft immer Töne, so innig und schlicht, wie die sein müssen, mit denen man von Kindern erzählt. Wie in erhobene Prosa aufgelöste Volksliedchen lesen sich solche Stellen. Es wird nur erzählt, was Stimmung macht, alles andere muß der Leser im „geschäftigen Herzen“ herausspüren.

Im „Törn Uhl“ bleibt Törn doch die Hauptperson und, obchon hundert Gestalten mit ihm und um ihn lebendig werden, so verlieren wir doch nicht das sichere Gefühl, Törn steht des Dichters Herzen am nächsten. In dem Roman, von dem jetzt die Rede ist, streiten die drei Getreuen, bald der eine, bald der andere um die Vorherrschaft in unserer Teilnahme. Es kann nicht ausbleiben, daß darunter die Kunstfertigkeit straffer Komposition einigermaßen gelitten hat, was sich freilich dadurch wieder etwas ausgleicht, daß auch „Die drei Getreuen“ mehr auf innere denn äußere Entwicklung angelegt sind. Die individuelle Entfaltung der Charaktere zu reifer Menschlichkeit in Frenssens Sinne, läßt den Dichter weniger sorgfältig mit energischer Fortentwicklung und festem Aufbau der Handlung verfahren.

Andrees Strandinger, sein Vetter Franz und Heim Heiderieter, die drei getreuen Jugendgespielen und Freunde, sind es, deren Leben wir folgen — von ihren jugendlichen Illusionen bis zum Höhepunkt ihres Charaktereifens, wo wir sie mit dem Bewußtsein verlassen, daß jeder — je nach seiner Besonderheit — sich eine tüchtige Lebensarbeit erkämpft hat; nicht äußerliche Erfolge, wie sie ihnen einst als Jünglinge die Brust erfüllten, haben sie erreicht, die werden zu ihrer Zeit sich noch einstellen; vielmehr sind sie innerlich gefestigt vom Lebensernst, ihr Wille, der „hin- und hergerissen“ wurde, ist stark und entsagungsfähig geworden. Sie haben sich manchmal bitter von einander abgewandt und sind doch immer wieder in ihrem Besten zusammengekommen. Künftighin werden sie einander nicht mehr ihre Zirkel zu zerstören trachten, da jeder dem andern als wahrer Freund entgegentritt; denn nur durch innere Erfahrung gezeitigtes Dulden und gegenseitiges Fördern bringt der Freundschaft unwandelbare „staete“.

Franz Strandinger hat in seinem Leben wenig ehrliche Liebe genossen. Er ist unter widrigen Verhältnissen aufgewachsen, und tiefes, ringendes Interesse, treu-angestrebte Ideale hat der Leichtfertige von Anbeginn an weniger besessen als die anderen zwei. Seinen falsch geleiteten Ehrgeiz riß das Leben mit seinen Neußerlichkeiten früh hinweg vom gesunden Nährboden der Heimat; er ist ihr zuerst untreu geworden und erwählte statt ihrer das Treiben der Großstadt, in dem er doch nicht rechten Fuß zu fassen vermochte. Dort brachten ihm seine von lazer Moral angekränkelten Verwandten frühzeitig brennendes Verlangen nach der Welt Ehren und Reichtümern bei. Mit den Seinigen bringt Franz all dies Ungefunde in die friedliche Heimat mit und zerstört in raffinierter Rücksichtslosigkeit das Glück seines Veters und Freundes Andrees Strandinger, indem er dessen Besitz, den die Strandinger in jahrzehntelanger trotziger Arbeit sich haben erkämpfen müssen, mit beinahe erschlichenem Kontrakt auf Jahre Pachtzeit an sich zu bringen weiß, dadurch, daß er dem Andrees einredet, er könne sein Glück doch nur machen, wo ihn Großstadtlust umschmeichle. Davon aber hat der innerlich haltlose Andrees, den die Verwandten schon als Schüler und Studenten in Berlin beherbergt, schon mehr genossen als ihm gut war. Franz' leichtfertige und kokette Schwester Vene und seine ehrgeizige, ruhelose Mutter mithelfend, haben Andrees in ihr Netz gelockt; sie bringen es schließlich auch fertig, des Unschlüssigen ringende Bedenken niederzuhalten. Franz wird Pächter und hofft mit energischer Arbeit einstmals Herr des Besitzes zu werden. Seine Mutter hilft ihm scharren und rechnen, während die flatterhafte Vene, von der Sehnsucht nach Großstadtrubel geplagt, eines Tages auf- und davongeht.

Als Andrees nun auf eigenem Boden keine Heimat mehr hat, den zu verlassen er anfangs nicht über sich gewinnen kann, da wird ihm klar, was er eigentlich preisgegeben; daß er leichtsinnig gering geachtet, was doch die Wurzeln seiner Kraft barg. Er hat noch ein kleines Besitztum von der Pacht zuletzt ausgenommen — Flackelholm, ein winziges, von brandenden Meereswogen umtostes Strandstück — öde und unfruchtbar. Die Arbeitswut seiner Väter wird allmählich in ihm lebendig, er sehnt sich nach befreiender Thätigkeit, da er die Menschen seines Heimatortes nicht mehr versteht, die ihm innerlich grollen, daß ein

fremder Herr jetzt auf seiner Scholle sitzt, von dem sie nicht viel Gutes zu erwarten haben. Andrees will versuchen, die öden Sandflächen zu befruchten, und das anschwemmende Meer soll ihm dabei helfen. Wie dem Jörn Uhl erstarrt auch ihm das Ungeheure der erwählten Arbeit seinen Willen, der schließlich nur noch über dieses eine Ziel grübelt. Gleich Jörn hat auch Andrees weite Umwege gemacht, nun muß er noch harte Kämpfe mit seinem verzogenen Herzen bestehen, das nicht recht aus thatloser Reue heraus will.

Der Segen der Arbeit läßt sein Werk langsam emporgedeihen; schweigsame, thätig-ernste Fischer, die auf dem Meer arbeiten gelernt haben, helfen ihm bauen, als sie hören, daß der Andrees nur ein „ganz gewöhnlicher Mensch“ ist, der nichts anderes will als sie auch — in nützlichem Thun allerhand Schuldgefühl los werden. Und so schaffen sie gemeinsam auf der Insel ein neues Leben, das eine Zukunft verspricht. Franz, der ungetreue Vetter aber, kann bei aller mühseligen Arbeit von früh bis spät die erforderliche Pachtsumme nicht zusammenbringen; es fehlt ihm Erfahrung, innere Freudeigkeit am Werk und, was ihm am nötigsten wäre — sittliche Charakterstärke.

Sein grimmig zusammenscharrender Eifer, alles Hergebrachte um der Verbilligung wegen anders zu gestalten, treibt einige der alteingesessenen Arbeitsfamilien über das Meer in ein fremdes Land, wo diese heimateingewurzelten, einfältigen Menschenkinder sich vor Sehnsucht nach dem verlassenen Boden am brausenden Meere innerlich verzehren, — die in der Heimat am meisten über alles Bestehende raisonnirten, erliegen der schleichenden Seelenkrankheit am ersten da draußen. Die Schilderung der letzten Abschiedsstunde in der Heimat, ehe die Auswanderer den Staub von den Sohlen schütteln, ist so meisterhaft lebendig und im Geiste des Volkes, das nicht viel Worte machen kann, auch wenn ihm vor Weh schier das Herz brechen will, erzählt, daß, enthielte der Roman auch sonst nichts Bemerkenswerthes, man den Autor doch um dieser Stelle willen lieb gewinnen müßte.

Wie sinnig nur die kurze Episode, in der wir erfahren, warum Wilhelm Rohde, welcher seinen Geschwistern, die schon alle drüben sind, so liebend gern nachzöge, dennoch schließlich die Heimat nicht verlassen kann. „Hast du gesehen, daß Mutters Haar grau ist?“ fragt der junge Rohde plötzlich seinen ihm das Geleit gebenden Vater. „Ja, du nicht? sie litt zu viel bei deiner Geburt“, entgegnete trocken der wortfarge Alte. „Erst heute sehe ich ihr graues Haar . . . Wenn ich nur wüßte, was ihr des Abends thun wollt?“ kommt es zingend von des Jungen bebenden Lippen. „Da sorg' man nicht!“ entgegnet der Alte. „Wenn ihr so still sitzt, und Mutter sieht vor sich hin auf den Fußboden . . . denn zu stricken hat sie wahrhaftig nichts!“ Stumm schreiten sie eine Weile vorwärts. „Vater!“ ruft der Junge, dem es das Herz abdrückt, „ich spring' noch rasch zurück und will nachsehen, was Mutter treibt“.

Da findet er die Alte still mit gefalteten Händen, den Kopf gesenkt, stier ins Leere sehend, „und ihr Haar war grau“. Nun glaubt Wilhelm Rohde, daß er die Mutter nicht verlassen darf, und bleibt der Heimat — ein Getreuer. Er wird kein Krösus dort, aber er findet ein kleines Anwesen, ein liebes Weib und frische Kinder; aber am meisten freut ihn, daß er das in der Heimat haben darf.

Franz Strandinger erfährt schwere Liebesenttäuschungen, und, als er zuletzt nach grauenhaften Dualstunden nur mit knapper Not durch Andrees Hilfe dem Tode entgeht, da bricht unter nagendem Schuldgefühl sein trotziger Uebermut zusammen. Er läßt, auch ein körperlich elender Mann, die ungerechte Arbeit fahren. Andrees aber, der jetzt erst zum Mann Erstarke, reicht ihm uneingedenk aller Kränkungen, die helfende Hand und überläßt ihm nach einiger Zeit Flackelholm zur Pacht, das Land, dem seine eigenen Kräfte eben erst eine verheißungsvolle Zukunft eingepägt. Dort giebt's viel Arbeit, und Franz, der menschenfeindlich Gesinnte, wenn ihm „der öde Jammer seiner Kinderjahre“ vor die Seele tritt, geneht daselbst innerlich allmählich und lernt einsehen, daß ein tüchtiger Mensch „Gottes Willen nehmen muß und seinen eigenen, und den Hammer des Mutes, um beide zusammenzuschlagen“ Dann darf auch er zu sich sagen, trotz aller Irrtümer: „Du bist etwas wert!“ und seine Sünden zeugen nicht mehr wider ihn.

Dazu verhilft ihm die Neigung einer schlichten Kapitänstochter, die Mut hat, ihre Kraft zu erproben in hingebender Liebe zu dem einsamen Mann, und die aus der weltverlassenen Arbeitsstätte ein trautes Heim herauswachsen lassen wird.

Heim Heiderieter — wen überkommt es nicht bewegt, wenn er der vollendeten Gestalt dieses einzigen Menschen im „Förn Uhl“ gedenkt, der dort ein Weiser geworden und mit ein paar unvergeßlichen Worten, die Summe von Forns erster zurückgelegter Lebenshälfte ziehen kann, ist hier noch als Dritter im Bunde das Menschenkind, das mit fahrigem Geist in den Tag hineinträumt über allhand gestaltlose Dinge; ein großes herzensliebendes Kind, ein Dichter und Narr von seines Schöpfers Gnaden zugleich. Aber in sich ist er ganz zufrieden, denn er ist reines Herzens und bleibt sich selbst am meisten getreu. Das Kindliche freilich wird er nie ganz los werden, und seine Heimat liebt er mit so heißer Liebe, daß es der Traum seines Lebens ist, sie in Dichtungen lebendig zu machen. Er trägt — wie Förn — schwere Gedanken mit sich umher, darum ist sein Leben auch nicht leicht, und seine vibrierende Kinderseele muß sich mächtig anspannen, ehe die zage Hand fest zupackt, was doch um seines Besitztums willen zu thun so not ist. Telsche Spieker, seine energische Haushälterin, brummt den ganzen lieben langen Tag mit ihm, bis sie ihm schließlich kurzer Hand davonläuft zu Keimer Witts Waisenhaushalt. Telsche geht just dahin, wo sie am allernötigsten ist. Sie gehört zu den erstaunlichen Menschen, deren Kraft an vielen Stellen zugleich wirksam ist. Dafür brummt und schilt sie freilich viel über das reiche Maß an Thorheit in der Welt, aber Telsche hat ein weiches Gemüt, das sie mit Poltern übertönen will, damit es sie nur ja nicht hindere, an rechter Stelle das Richtige zu thun.

Heim vermag allein nicht zu wirtschaften; er holt eine andere jugendliche Kraft mit Fremdeshilfe ins verlassene Haus und damit — wie sich bald herausstellt — sein Glück.

Heim sieht von früher Jugend mit Dichteraugen in das Chaos der Welt, seine Seele erlebt Dinge, die nicht von Alltagsplatttheit gestempelt sind, er sieht

in dämmernden Frühlingsnächten, „wie süß das Mondlicht auf den Hügeln schläft“, und träumt am helllichten Tage Phantasieen in den blauen Himmel hinein, die dichterisch zu gestalten, daß auch anderen bei seinem Singen und Sagen das Herz aufgeht, er lange vergeblich mit seinem Flattergeist ringt. Aber Heims Heimchen am Herde, die zierliche romantische Eva Walt, die auf etwas verwunderlichen Wegen zu ihm gelangt, ergreift mit ihren kleinen willensbewußten Händen die Zügel in Heims loser Wirtschaft und führt ihn mit praktisch weiblichem Sinn immer auf das Nächste. Ihr zu Liebe läßt Heim es geschehen; so gelangt er, ohne es recht zu merken, in die schöne Nacht der Gewohnheit. Er wird nun eines Tages wirklich ein Dichter, der auf „der Menschheit Höhen“ sich niederläßt und sogar — einen Verleger findet. Die Heimat macht ihn zum ganzen Mann, der Kopf und Herz in harmonischem Gleichgewicht hält. Heim gehört kaum noch zum Geschlecht der Heiderieter. Nur darin hat er es gemacht, wie die andern alle auch, daß er auf der Universität mit keinem wissenschaftlichen Grade zu einem befriedigenden Abschluß gelangt ist. Das hat in gewissem Sinne die Heimat verschuldet; da draußen geht ein echter Heiderieter gewißlich zu Grunde, wenn er den Weg zu ihr nicht wiederfindet. Die Frauengestalten des Romans — die alten sind durchweg lebenswahr und so glücklich charakterisiert wie in Förn Uhl — die jungen sind nicht so klar herausgearbeitet, daß nicht Vorgänge in ihrer Seele sich spiegelten, die sie uns zuweilen unbegreiflich und fremd machten, was neben des Dichters sonst so ungesuchter Einfachheit sich vielleicht besonders lebhaft aufdrängt.

Der mimosenhaft zarten Seele einer Maria Landt bringt die Härte, die unbittlichen Konsequenzen des Lebens frühen Tod; es tötet sie, wie der Reif das Blüten eines zu früh entfalteten Frühlings. Sie vermag darüber nicht wegzukommen, daß der Schöpfer einst die Welt mit den Worten gesegnet: „Es ist sehr gut!“ Der irdischen Geschöpfe Treiben erscheint ihr nicht mehr sehr gut, und an diesem für sie unlöslichen Widerspruch hat sie schwer zu tragen. Die Tragik eines Herzens, das nicht durch ein Verstehen der anderen zu eigener Klarheit gelangen kann, nicht das eigene Herz um Rat fragen darf, wo es gilt, „die anderen zu verstehen“. Sie hat den heißen Drang, für ihr Teil die Welt an Güte zu bereichern, so winzig ein schwaches Menschenkind zu geben vermag, aber ihre engelhafte Natur verzagt über der mangelnden Kraft eines zu zarten Körpers. Das sieghaft Kräftige, sonst eine so im jubelnden Lebensüberschwellen hervordringende Bethätigung, das den Frenssenschen Frauengestalten eignet, geht ihr ab. Maria erlischt wie eine Kerze. Die zunehmende Macht inneren Verzweifels am rechten Pfadfinden treibt sie schließlich in den Tod. Wir verstehen, daß sie sterben muß, da sie sich nicht durchringen wird, wie doch alle Menschen dieses Dichters früher oder später thun müssen. In ihren zermarternden Seelenqualen begegnet sie den Spuren des lebendigen Gottes zu selten auf ihren eigenen Pfaden. Gewiß, es mag viel bedauernswerte Seelen geben ihr gleich, die nicht in der Harmonie des Ganzen sich selbst mitklingen hören, da sie nur ein zu feines Ohr für die kleinen Dissonanzen des Lebens haben. Maria Landt quält sich mit Thränen und Gebet über das Elend der Welt und gewahrt nicht recht, wieviel Leid die

ringende Arbeit, das energische Sichdurchkämpfen zu einer demütigen Wertung der Lebensumbilden, doch noch in ein stilles, großes Innenglück umwandeln kann. Ihr fehlt die Leidenschaft der Gesundheit, deren Aufgabe sittliche Läuterung ist. Etwas Blasses, schwärmerisch Romantisches haftet an ihr, wie an Heiligenbildern längst vergangener Zeiten. An Gemälden betrachten wir die fast bis zum Körperlosen vergeistigten Gestalten mit scheuer Bewunderung, mit Ehrfurcht vor dem Martyrium, das sie ausdrücken — so rührend zuversichtlich und rein; wo sie uns im rastlosen Leben begegnen, das für alle dem Irdischen zugewandte Kräfte rücksichtslos verlangt, können wir sie nur innig bedauern, denn ihr Leid ist eigentlich nicht von dieser Welt.

Ihre Schwester, die kräftige Ingeborg, ringt sich schließlich zu harmonischer Gesundheit durch. Sie hat helle Lebenslust, aber ihr enger Egoismus treibt sie ins Trübe und schafft ihr Augenblicke, da sie entsetzt vor ihren eigenen unlauteren Neigungen zurücktaumelt. Ingeborg hatte kein rechtes Lebensziel; das Herbe, Unbändige ihres Charakters will sich lange nicht ins „Weiche, Frauenhafte“ fügen. Der Ernst des Lebens packt sie mit dem Tode ihrer geliebten Schwester gewaltig an, und nagendes Schuldgefühl giebt ihrer Seele ein edleres Gepräge, daß dem Guten in ihr Raum geschaffen wird. Sie neigt sich in Liebe dem ringenden Andrees zu, der so einsam um die Frucht seines Besitztums mit dem „weitauf-rauschenden“ Meere ringt. Kämpft sie doch ihm gleich im Grunde nur um Frieden für das stürmisch aufbegehrende Herz. Auch die Gestalt Ingeborgs ist noch ein Tasten des Dichters nach der einzigen Lebensfülle und Lebenswahrheit, die sich wundervoll verbunden in Elbe Uhl, Lisbeth Junker — jeder Frauenerscheinung des unvergleichlichen „Förn Uhl“.

Von einer köstlichen Gestalt mag noch kurz die Rede sein; man hält sich ja so viel lieber bei den gediegenen Reichtümern des Romans auf. Pastor Frisius ist Geist von Frenssens Geist, eine Verkörperung seiner heiligsten Ideale. Seine Herzensgüte, sein weiches Verstehen menschlicher Schwächen hat er gemein mit Wolf Wieser, der ergreifenden Schöpfung Roseggens im „Ewigen Licht“. Aber während über diese im wahrsten Sinne tragische Gestalt mit ihrer naiven, unwandelbaren Glaubenszuversicht der realistische Geist einer neuen Zeit hinwegschreitet und dem getreuen Apostel des Herrn das Herz bricht, steht Pastor Frisius den andern Lebensregungen näher. Als dieser glaubens- und willensstarke Mensch — ein Meister in der Beschränkung thörichter Herzenswünsche — die aus der Heimat ziehenden Glieder seiner Gemeinde entläßt mit herzlich mahnenden Worten, da heißt es von ihm: „Er redete nur noch in kurzen Sätzen von dem Inhalt, der Schönheit und der Kraft des christlichen Glaubens. Er sprach einfach und schlicht mit starken Ausdrücken und Begriffen, welche seine Hörer kannten. Wäre ein Fremder in der Kirche gewesen, er hätte genau sagen können: So haben diese Leute gelebt! Das ist ihre Arbeit gewesen! Das ist ihre Liebe und das ihre Hoffnung!“ Seid getreu bis in den Tod, denn nur in der Treue ehrt ihr draußen noch die Heimat! So hätte auch Luther das Wort ins Herz der Seinen gemeißelt. Pastor Frisius weiß sich eins mit der Gemeinde, darum stirbt er nicht an einer riesigen Enttäuschung, die den Wolfgang Wieser begräbt, als er einmal irre wird an der Wahrheit, daß „die Liebe allein das ewige Licht ist“.

Pastor Frisius ist kein germanischer Eiferer im Dienste seines Glaubens. Kein hartes Urteil entfährt ihm. Er weiß gewiß, was Maria zuweilen dämmerhaft durch die zerquälte Seele geht. Daß einstmals jeder Mensch zum Licht wird gewandt werden, denn wir mangeln allzumal des Ruhmes; „dann aber kommt es stärker wie ein Frühlingwind, und man wird es nicht aufhalten“. Der Odem Gottes facht die Seele an, daß sich „selbst Kampf und Leid im idealen Schein zum Triumph verklärt“. Diesem Pastor ist eines mittelalterlichen Dichters schönes Wort aus der Seele gesprochen: „Ueberhaupt ist die rechte Frömmigkeit das beste und höchste, sie ist die alleinige Weisheit, welcher die weltliche Weisheit in allem nachstehen muß“.

Es ist jetzt in der Litteratur viel von Heimatkunst die Rede; man ist drauf und dran, eine andere Schule aufzurichten, um die Unglücklichen für diese reif Befundenen darin einzuhegen. Wer wissen will, was Heimatkunst im eminentesten Sinne ist, der sollte „Die drei Getreuen“ daraufhin so gut prüfen, wie den „Förn Uhl“. Beide Bücher sind das Hohelied auf die Heimatliebe; die Kraft, die Frenssens Menschen aus der engeren Heimat ziehen, bedeutet in des Dichters Sinn doch nur die vermehrte Fähigkeit, des großen Schillers Mahnruf getreu zu sein: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit ganzem Herzen!“ Von der Enge die Kraft, um im ganzen und großen seinen Mann zu stehen, wenn „der Sturm losbricht“. Wer Frenssen anders versteht, der modelt sich etwas zurecht, was nicht dessen Art ist.

Herzlich-anschauliche Naturschilderungen erfüllen auch den Roman „Die drei Getreuen“. Das Brausen des „weithin leuchtenden Meeres“ klingt kräftig in das Werk hinein, „denn das Meer ist an der Geschichte sehr beteiligt“.

„Die Getreuen“ charakterisieren sich gut mit dem, was Frenssen von der Erzählungsweise Heims sagt: „... Mit der Behaglichkeit und dem gemüthlichen Ton, der die Hörer wie linde, weiche Luft umschmiegt, erzählt er . . . Ueber den Schriftsteller etwas zu sagen, ist schwer. Ein bestimmtes Urteil zu fällen, wäre leichtfertig, da er noch in seiner Entwicklung ist.“

Viel haben wir nachgedenkt, wie der Dichter seinen warmen poetischen Herzenstakt so großzügig und naturwüchsig erhalten, wo die Quellen der lautereren Natur sprudeln, die seine Seele so stark gemacht wider alle verführerischen Effekte. Wie fragen seine Geschöpfe von ihrer Lebenshöhe herab so garnicht danach, wie die Welt ihr Gutthun lohnen wird; sie thun vielmehr nur das, was ruhig und eben vom Herzen gebilligt ist; daß es der Verstand auch zufrieden ist, dessen dürfen sie dann gewiß sein. Die Einfachheit ist der Boden, auf dem allein eine gesunde Entwicklung sich vorbereitet. Es ist zu charakteristisch für Frenssens Denkungsart, um nicht rasch noch ein paar Beispiele dafür aus dem besprochenen Werk aufzugreifen. Wir erwähnten schon, wie der Grund ihres Bleibens auf Flackelholm bei den Fischern seinen Stützpunkt hat in der Erkenntnis von Andrees Charakter, der nur „ein gewöhnlicher Mensch“ sein will, nicht mehr. Ein Regierungsbeamter, der nach Flackelholm kommt, um Vermessungsarbeiten für Andrees vorzunehmen, ist ein so einfacher, anspruchsloser Mensch, daß er sich ordentlich glücklich fühlt unter den wetterharten Leuten, deren Arbeit und Kost er einige Zeit

teilt. Nur Pflichten im eigenen Wirkungskreis treiben ihn schließlich wieder fort. Der junge Prediger, des verstorbenen Frisius Nachfolger, will durchaus eine ganz einfache, unverbildete Frau haben; er selber ist nur eines redlichen Tischlers Sohn, und seine simplen Eltern fürchten sich, ihn aufzusuchen, wo eine hochmütige Schwiegertochter sie mit spöttischen Blicken mißt. Frenssens Menschen suchen lange umher, ehe sie gefunden haben, was ihre Lebensarbeit sein kann; sie machen weite, dennoch für ihre Entwicklung notwendige Seitensprünge, aber wie Seneca fühlen auch sie: „Eine Arbeit, die der eigensten Natur nicht gemäß ist, hat keinen Wert“. „Das schlimmste Uebel aber ist,“ so fühlt unser Dichter auch, „auscheiden aus der Schar der Lebendigen, ehe man stirbt.“ Die Menschen sollen im Leben „die goldene Spur“ leise aufleuchten sehen, die sie dereinst im alten Erdenhaus zurücklassen werden“.

Diese Anschauung — die freudige Liebe zur Arbeit — teilt er mit allen starken, lebenerfüllten Dichtern und Denkern vergangener und gegenwärtiger Zeiten; mag uns vergönnt sein, noch eine kleine Episode aus Lamprechts Alexanderlied anzuführen, einer epischen Dichtung, die dem Werdegang unserer mittelhochdeutschen Litteratur angehört. So schlicht und wahrhaftig, wie dort eines Königs thatkräftige Anschauung der stupiden Resignation thatloser Schwächen gegenüber steht, hat — mutatis mutandis — auch Frenssen in seinen Büchern diesen Gegensatz herausgearbeitet.

Als Alexander auf seinem Perserzug in das Land Occidatis gelangte, ließ er großmütig den Einwohnern sagen, daß er nichts Böses gegen sie oder ihr Eigentum im Schilde führe. Als die Geängstigten das hörten, da zogen sie ihm in hellen Haufen demütig entgegen. Alexander, der mit Reichthümern Gesegnete, erkundigte sich mit viel Interesse nach ihren Sitten und Gewohnheiten. Nun erfuhr er, daß diese Menschen weder Häuser noch Burgen ihr eigen nannten; dieserhalb könnten sie ohne Sorge sein. Nur ein Trost bleibe ihnen gewiß, daß sie einst alle der weite Himmel decken würde. Diese Antwort gefiel dem hochgebildeten Alexander, ihrer Schlichtheit wegen, ungemein, und er verlangte von ihnen, daß sie sich eine Gnade ausbäten, nachdem er im Herzen beschloffen, sie nicht weiter auszufragen — wie der Dichter einfach beifügt. Die Einwohner aber bitten den Edelgesinnten um Unsterblichkeit. Erst ist Alexander tief erstaunt, dann aber überkommt ihn heftiger Unwille: „Wie kann ich euch geben, was ich selbst nicht mein eigen nenne!“ ruft er aus. Die verblüfften Einwohner aber meinen: „Wie kannst du soviel Wesens von deiner Arbeit machen, wie vermagst du deinem Leben so reiche Gestalt zu geben, so viele in deinem Dienst sich aufopfern zu lassen, da du nicht dem Unsterblichen gleich alles zu erhalten vermagst, was dein titanischer Wille jetzt aufbaut!“ Alexander aber, von leidenschaftlicher Trauer erfüllt, daß Menschen so denken können, ruft heftig: Kann ich denn anders handeln! Muß ich denn nicht die Kräfte sich regen lassen über Menschen und Dinge, die mir die höchste Gewalt lieh! Das gewaltige Meer vermag nur der tosende Sturmwind empormühlend zu treiben; ich aber will Herr meiner Kräfte sein, so lange ich über sie schalten und walten kann. Hätten alle Menschen Gedanken wie ihr, Gedanken, die keine Thaten gebären, was wäre das

Leben wert?“ Das ist eine königliche Antwort, ob sie Alexander giebt oder Sörn Uhl, der auch so gesprochen hätte, wenn er nicht Worte überhaupt scheute.

Lamprecht der Pfaffe läßt Alexanders titanischen Troß zur Ruhe gelangen an der Erkenntnis, daß der Himmel nicht zu stürmen ist; da erst regiert er sein Volk wahrhaft weise im Frieden. Auch ein Zug Frenssens — die Demut. Wieviel hundert Jahre liegen dazwischen, und heute möchten wir es in alle Welt hinausrufen: Seht her, einfach sein ist alles! Einfachheit in der Fülle eines nicht auszugebenden Reichthums.

Friedrich Hebbel.

Von Wilhelm Girshner.

Kurz nach dem furchterlichen Brande Hamburgs im Jahre 1842 fuhr in der deutschen Bühnenlitteratur der Strahl einer gewaltigen Fackel empor. Es war das kein Licht, welches wohlthätig leuchtete, es blitzte vielmehr das Feuer eines Verwegenen auf.

Es war ein kleines dünnes Buch erschienen, und auf dem Titelblatte desselben stand: „Judith, ein Trauerspiel von Friedrich Hebbel“. Gleich auf den ersten Seiten begegnete dem Leser eine Kraft und Majestät der Sprache, ein so hinreißendes Feuer der Empfindung, daß selbst der besonnenste Beurteiler zu dem Ausruf gedrängt wurde: „Das ist neu, das ist machtvoll und packend; das hat seit Schillers „Räubern“ nicht seinesgleichen! Die Bühnendirectionen hielten Hebbels „Judith“ für Wahnsinn, ganz so wie Schillers Räuber einst klassifiziert wurden. Von der Aufführung des Stückes war keine Rede. Der Dichter aber galt für einen Geist, der seine Kräfte bis zum äußersten derselben anspannte.

Dennoch hatte die „Judith“ ausdauernde Kräfte, um die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf Friedrich Hebbel zu lenken, das seitdem den Dichter nicht wieder aus den Augen ließ. Die „Judith“ ward einstimmig in das Gebiet des „Unerhörten“ verwiesen; sie galt nur soweit, als sich an dieses Stück große Hoffnungen für die spätere Zeit des Dichters knüpften. Der Dichter hatte in der Judith die klarste Charakteristik seines Innern gegeben. Bei dem Kerne dieses Stückes ist Hebbel stehen geblieben — warum, weil über denselben niemand hinausschreiten kann. Das Unerhörte der Judith ist die Forderung der Heldin: Jeder Mann soll ein Held sein!

Der Dichter hat voll und ganz diese Forderung erfüllt. Er war ein Mann und ein Held auf dem Gebiete des geistigen Schaffens. Grillparzer, Halm und Gutzkow scheinen neben ihm eine Weiblichkeit des Genius zu besitzen, die dem Sohne der rauhen Nordseeküste fehlt. Mannhaft und heldenhaft hat Hebbel gestrebt, geringen und gesiegt. Die alten Perser würden als Denkmal auf die

Ruhestätte dieses vor Jahren schon zu früh Dahingegangenen einen Löwen gesetzt haben.

Merkwürdig und beachtenswert ist der Lebensgang dieses Dichters. Christian Friedrich Hebbel wurde am 18. März 1813 zu Wesselsburen im Dithmarschen geboren. Bei einer ärmlichen Erziehung erhielt er fast seine ganze Jugendbildung nur aus der Bibel und wurde von seinem arbeitsamen, strengen und religiösen Vater auf alttestamentliche Weise erzogen. Außer der Postille durfte keine Zeile gelesen werden, außer geistlichen Lieberversen durften die Kinder keinen Vers im Hause singen und in Gegenwart des Vaters nicht laut sprechen, ja nicht einmal laut lachen.

Hebbels Eigentümlichkeiten sind zum Teil auf die Verhältnisse seiner ersten Jugend zurückzuführen. Die strenge, einseitige und abgeschlossene Erziehung des Vaters trieb die Natur des Knaben schon von vornherein, sich immerlich zu sättigen und zu kräftigen; daher die Andacht und Sammlung seines Schaffens. Daher das getreue Befolgen seines Ausspruches: „Leben heißt tief einsam sein“, das mangelnde Verständnis und die mangelnde Empfänglichkeit für die Bewegungen der Zeit. Die Stoffwahl seiner Dramen, die größtenteils biblische Gegenstände behandeln, die Kernhaftigkeit, Kraft und Gediegenheit seiner Sprache, wie sie bisher kaum geahnt worden, haben hauptsächlich ihren Grund in den Eindrücken seiner frühen Jugend.

Der markige, kräftige Volksstamm seiner Heimat, der bis zum Jahre 1559 sich von der deutschen Kaiserherrschaft unabhängig bewahrte und ein gewisses nationales Selbstgefühl, eine altfriesisch-nordische Geschlossenheit bis auf den heutigen Tag festgehalten hat, flößte ihm schon in frühester Kindheit stolze und kräftige Gefühle ein; die alten Sagen und Geschichten desselben verliehen der empfänglichen Phantasie des Knaben glühende Farben und seinen Jugenddramen das Energische und Lebendige, aber zugleich das Ungeberdige und Ungeheuerliche.

Hierzu kamen die Eindrücke der dortigen Natur, welche alle diese Einflüsse unterstützten: das maß- und grenzenlose Meer mit seinen gespenstischen Schönheiten und Schrecken, der düstere nordische Himmel mit seinen grauen Störchen und schneeweißen Möven, die Sparsamkeit und Keuschheit der nordischen Landschaft. Daneben blieb unser Dichter den zartesten Empfindungen des Herzens, der Liebe nicht fremd. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, das indessen seine Zuneigung hartnäckig zurückwies, da er sie durch seine heiße, gewaltige Leidenschaft erschreckte, blieb bis in ihr achtzehntes Jahr der Gegenstand, um welchen alle seine Gefühle und dichterischen Träume sich bewegten.

Hebbels alleinige Nahrung für sein poetisches Talent blieben lange Zeit die Bibel und die deutschen Volksbücher, aus welchen letzteren er später ebenfalls die Stoffe zu seinen Dramen nahm. Kannte er doch noch als sechszehnjähriger Jüngling manche unserer hervorragenden Dichter und Schriftsteller kaum dem Namen nach. Von seinem fünfzehnten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre war er Sekretär beim Kirchspielvogt seines Geburtsortes und verbrachte in dieser Stellung sieben schöne Jugendjahre, die er auf seine geistige Entwicklung hätte verwenden können, unter Verhören, Registraturarbeiten und anderen trockenen, mehr

mechanischen Geschäften. Vergebens machte er allerlei Versuche, sich aus diesen einförmigen, drückenden Verhältnissen, in denen seine poetische Ader zu vertrocknen drohte, zu befreien.

Endlich trat von selbst eine günstigere Wendung der Umstände ein. Der junge Hebbel hatte in einem zu Hamburg erscheinenden Modejournale einzelne seiner Gedichte abdrucken lassen. Die Herausgeberin, Amalie Schoppe, faßte Teilnahme für den Dichter und zog ihn nach Hamburg. Hier bereitete er sich auf die Universität vor, die er sodann in Heidelberg bezog. Der junge Student ergab sich mit großem Eifer geschichtlichen und philosophischen Studien, machte auch den ersten Versuch in der Novelle und schrieb 1836 seine „Anna“.

Diese sowie einige im „Morgenblatte“ veröffentlichten Gedichte kündigten den entschiedenen Dichterberuf an und fanden bei seinen Studiengenossen Beifall, ja Bewunderung. Doch dachte Hebbel noch nicht im mindesten daran, sich ausschließlich der Kunst widmen zu wollen. Verschieden von vielen jungen Dichtern der Jetztzeit, die von sich selbst sehr eingenommen sind, und mit allem, ohne je etwas Ernstes gethan zu haben, bereits fertig zu sein glauben, hatte er, der von Jugend auf mit der sich ihm beständig entgegenstimmenden Welt zu kämpfen gehabt, nur ein geringes Vertrauen zu sich selbst, eine desto heiligere Demut aber vor der Kunst.

Von Heidelberg siedelte er nach München über und setzte hier seine Studien fort. In München entstanden viele seiner merkwürdigsten Gedichte. Sie bekunden bereits, wie die meisten anderen, den heftigen, rastlosen Kampf eines aufwärts strebenden Geistes. Der Schmerz des Daseins prägt sich darin aus, und die ungelöste Frage über das schwankende Los des Menschen tönt vielfach darin wieder. Für das einfache Lied fehlt ihm die Naivität, und schlecht gelingt es ihm, wenn er einmal zu tändeln und leicht zu kosen versucht. In München entstanden auch die Novellen „Pauls merkwürdige Nacht“, „Der Schauspieler Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd“, „Eine Nacht im Jägerhause“ und der Roman „Schnock“.

In dem letzteren, einer mailändischen Geschichte, wird ein baumstarker Mensch geschildert, der die Feigheit selbst ist. Von dieser Erzählung konnte Hebbel noch in späteren Jahren hoffen, daß sie im Bauernkittel von Fließpapier auf den Jahrmärkten werde feilgeboten werden. Allein der Bau ist zu kunstvoll und vieles zu sehr berechnet, um den Bauer zu sehr zu entusiasmieren, der zu wenig Bildung besitzt, um in einem lustigen Volksbuche etwas anderes zu sehen, als eine Reihe einzelner Schwänke; und das Volk ist zu gesund, um durch einige niedrige, abstoßende Züge für den gänzlichen Mangel herzhaften Spases sich entschädigen zu lassen. Dem Drängen seiner Freunde nachgebend, versuchte es Hebbel, mit diesem Roman zuerst vor ein größeres Publikum zu treten, hatte aber das Manuskript an verschiedene Verlagsbuchhandlungen zu senden, ehe er es an den Mann bringen konnte.

Was seine Novellen betrifft, so erinnern sie in der Art des Humors an Jean Paul, in der Hast der Darstellung an Heinrich Kleist. Sie zeigen seine schwächste Seite. Dem Zufall ist ein allzu freier Spielraum gewährt, und sie

vermögen weder irgend einen Glauben an ihre Menschen noch irgend ein Interesse an deren Geschicken in uns zu erwecken.

Im Jahre 1839 ging Hebbel, nachdem er in München seine Studien vollendet und die Doktorpromotion bestanden hatte, nach Norddeutschland zurück und ließ sich in Hamburg nieder. Der große Brand im Jahre 1842, dessen Zeuge er war, kostete ihm beinahe das Leben. Der aufgeregte Pöbel sah ihn für einen Engländer, mithin für einen Brandleger an, und nur sein Plattdeutsch, mit dem er sich als Heimischer auswies, rettete ihn vor der bestialischen Wut desselben. In Hamburg dichtete er sein erstes Drama, die anfangs erwähnte Tragödie „Judith“. In „Solo“, dem Haupthelden der „Genoveva“ erblicken wir Hebbels leidenschaftliche persönliche Zustände von damals. Ende des Jahres 1842 wählte Hebbel Kopenhagen zu seinem Aufenthaltsorte, wo Dehlenschläger und Thorwalden in regem und innigem Verkehr mit ihm standen. Der König von Dänemark, Christian VIII., der ihm sehr zugethan war, gab ihm ein ansehnliches Reise-Stipendium, das er dazu benutzte, Frankreich und das Land der Künste, Italien zu besuchen. Die mächtige Weltstadt Paris übte den Zauberreiz des ersten Eindrucks auf ihn, und er blieb hier länger, als er anfangs gewollt. Sie lag ihm jetzt in der Periode des Ringens und Gährens innerlich auch näher, als das ruhige, nur künstlerische, harmonische Stimmungen weckende Italien. In Paris vollendete Hebbel sein schon in Kopenhagen begonnenes bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalena“ und übergab es sogleich dem Druck. Mit diesem Stücke, das stark an Schillers „Kabale und Liebe“ erinnert, hatte er sich schon in München getragen. Den äußeren Anlaß dazu hatte ihm eine Scene im Hause eines Schreiners gegeben, bei dem er zur Miete wohnte, und dessen Sohn auf den unbegründeten Verdacht hin, gestohlen zu haben, vierundzwanzig Stunden in Arrest saß. Mit diesem Werke, das den Beifall aller Unbefangenen fand, war ein großer Erfolg errungen und des Dichters dramatisches Talent unzweifelhaft dargethan. Es ist ein wahrhaft poetisches Werk von klarer und strenger Komposition und voll ergreifender Wahrheit seiner Charaktere.

Endlich mahnte es ihn in dem oceanisch bewegten Paris, an seine Abreise nach Italien zu denken. Hier verweilte er anderthalb Jahre, bald in Rom, bald in Neapel, in Rom beinahe ausschließlich mit Malern verkehrend, und in Neapel viel mit den dort anwesenden Gelehrten, so mit dem berühmten Geschichtsforscher Theodor Mommsen, dem Aesthetiker Hermann Hettner, dem Schriftsteller Adolf Stahr u. a. Ein Band Gedichte war die Frucht seines Aufenthaltes im Süden sowie eine geläuterte und gereifere Kunstanschauung.

Hebbel hatte die Absicht, sich nach seiner Rückkehr aus Italien in Kopenhagen als akademischer Lehrer niederzulassen, wie es auch der König von Dänemark wünschte. Allein in Wien hielt ihn ein mächtiger Magnet, die liebenswürdige, talentvolle Schauspielerin Christine Enghausen, eine geborene Braunschweigerin, deren Gestalt und Spiel ihn auf dem Burgtheater entzückte, für immer gefesselt. Er vermählte sich mit ihr und nahm in Wien seinen bleibenden Aufenthalt. Vor einigen Jahren hatte er sich ein Güttchen am Gmunder See gekauft und brachte dort stets ein paar Sommermonate zu.

Das lebendige Leben in einem beglückten Hauswesen hatte ihn von den schreienden, gräßlichen Konflikten, welche er früher liebte, von seiner Freude an häßlichen, widervärtigen Stoffen abgelenkt und ihn zu reineren, maßvolleren Schöpfungen erwärmt. Sein Gemüt hatte sich wieder natürlicheren, einfacheren Gefühlen geöffnet, als er jetzt seine berühmte „Agnes Bernauerin“ schrieb, mit der er wieder auf seinen heimatlichen Boden zurückkehrte und so wahre und tüchtige Menschen schuf, wie sie ihm seit der „Maria Magdalena“ nicht gelungen waren. Ebenso hat er in dem kleinen Epos „Mutter und Kind“ alle Eindrücke seiner Jugend wieder auf sich wirken und das derbtüchtige, niederdeutsche Bauernleben wieder aufleben lassen. Andere, doch minder wertvolle Produkte dieser Zeit sind die Dramen „Julia“, „Herodes und Mariamne“, „Michel Angelo“, „Gyges und sein Ring!“ Auch die kleineren Gedichte, aus dieser gläubig versöhnten Stimmung entstanden, atmen eine Wärme des Gefühls und bekunden eine Gabe, das Milde und Gemüthliche zu schildern, die wir früher bei ihm vermißt haben. Hebbels letztes Produkt, „Die Trilogie der Nibelungen“, hat gerechten Beifall gefunden, obwohl der Stoff unserem Zeitgeschmacke nicht mehr zusagt. Wäre Hebbel auf der in seinem letzten Lebensabschnitte betretenen Bahn weiter fortgeschritten, so würde er sein Vaterland und alle Freunde echter Poesie gewiß noch mit manchem herrlichen Drama erfreut haben. Denn tiefes, starkes Gefühl, schöpferische Phantasie, Kraft, Würde und Großartigkeit der Lebensanschauung zeichnen ihn im Drama aus, worin sein eigentlicher Schwerpunkt liegt. So aber ist er der Kunst nur allzu früh gestorben.

Aus allen Augenblicken meines Lebens.*)

Neue Gedichte von Karl Ernst Knodt.

Zwei Besprechungen.

I.

Von Gustav Schüler.

Was ist uns Karl Ernst Knodt?

Als ob man in ein stilles, frühlingsgoldenes Thal tritt, drin Gott ist. Nicht der Gott, nach dem eine kämpfende, blutende Angst schreit, sondern der Gott, der in die Sehnsucht gesunken ist und sie nun so wunderbar erhöht und ewig macht.

Karl Ernst Knodt ist der Dichter der Sehnsucht, der Menschensehnsucht, die Gottes Hände hält und geradenwegs an steinernen Kirchen vorbei in die große, starke, füllemächtige Weite läuft, recht wie ein Kind, das den Vater kommen weiß.

Knodt schafft aus dem Erlebnis heraus, er schöpft aus den Tiefen der Seele. Klar, freudig rein und voll köstlicher Labe und voll befreiender Stärke fürs Wandern.

Ja, man wandert wieder froher und stiller weiter. Und man sieht wieder die Blumen, die man gestern nicht gesehen hat, und die staubschwere Sehnsucht bindet sich wieder mit seidenen Schnüren an die Sterne.

*) Verlag R. Schimmelpfeng, Mülheim-Ruhr 1902.

Knodt ist ein Dichter, der besser macht. Der befeuernde Pulsschlag seiner heimatfuchenden Seele stellt tröstliche Lichtlein überall dahin, wo dunkle Kammern und wo Scherben und Dornen sind.

Sein Buch muß man Abend für Abend lesen, dann segnet es.

Das tiefe, betende Heimweh, das seine weißen Blüten aus Knodt's Dichtungen schlägt, will stille Stunden heilig machen und will Brücken bauen und will Leitern stellen, die hinaufführen, und will, daß wir um Totes trauern und um Versunkenes schluchzen sollen, doch so, daß wir aus den Blumen des Schmerzes Duft der Ewigkeit trinken.

Knodt's Buch ist ein Buch voll erlöster Stunden und voll Erlöserstunden.

S. 12. „Dort oben“ ist voll unsäglich befeuernden Hochflugs.

Dort oben.

Dort oben über jenen Wolkenzug,
Der wie ein Hochgebirge ragt ins Blau,
Wie eine Firmament, nur näher noch
Der ungeschauten, schönen Ewigkeit,
Geht gern mein Geist.

Im Spätherbst sonderlich,
Wenn alle Farben blühen am Firmament,
Wenn dort die Schönheit schimmert, die hier starb,
Sucht meine Sehnsucht droben allen Trost
Und baut sich ihren Tempel in das Licht —
Und aus dem ruhigen, reifen Abendrot
Hör' ichs wie Glockenton mich klar umwehn:
Die Augen werden groß und sehn ins Gold
Des betenden Abends.

Wenn der erste Stern
Erleuchtet, dann öffnet sich des Tempels Thor,
Dann fliehet das Diesseits und das Jenseits mir
In eins — und meine Seele sieht den Gott.

Ich könnte ja noch viel ganz hervorragend bedeutende Gedichte herausnehmen, wenn es der Raum gestattete; aber ich will keinem die Freude des Findens und Genießens nehmen. Knodt ist fürwahr ein rechter Priester an sein Volk, aus dem mit geweihter Inbrunst die tiefe Liebe um die Suchenden und Ringenden betet. Und es muß eine gar glücklich sonnenselige Welt sein, zu der er hinaufgeleitet will. In das feierstille Schweigen seines Waldes baut sich diese Welt hinein, so selig nahe, daß ihre Enden auf den wehenden Wipfeln stehen.

Und in die Natur strömt er seine Seele. Mit heißem, zitterndem Jubel nimmt er den Frühling an die Hand: Hier bringe ich ihn! Nun brecht auf, ihr Quellen, nun kommt, ihr Blumen, ihr ersten, staunend-verschüchternen! Nun werde tiefer und weiter, du Blau des Himmels, daß wir Menschen weiter sehen können! — Hinaufschauen, hinaufsehen, hinaufwachsen! Mit Schönaich-Carolath, diesem herrlichsten Dichter, der von der Sehnsucht singt, ist Knodt in naher Gemeinschaft. S. 169. „Frühling“. Welch ein brausender Jubel, Welch eine Ausschau!

Und Knodt's Sommerlieder sind ganz flutendes, strömiges Licht, Licht, das in den Tau funkelnde Wunder wirkt, das sich wie knisternde Seide in die Wipfel legt und um alle die Blumen ein Zaubernez wirrt und dann in dem grünen Grafe liegt mit süßer, zwingender Lockung. Hans Bethge's „Deine Menschen wollen Sonne sehen“ ist überaus bezeichnend. Ich möchte für Knodt sagen: „Meinen Menschen will ich Sonne bringen!“ Ja, du willst unsere Augen stark und hell machen, daß sie wieder die Sonne sehen lernen. S. 139, 140, 147.

Zur Sommernacht.

Im Garten, wo all meine Blumen stehn,
Hör' ich zur Nacht ein Flüstern sehn

Wie Stimmen der Sterne; — so selig-lüß,
Wie Sang aus versunkenem Paradies.

Es ist die Sehnsucht, die mir so singt,
Die aus den Blumen und Sternen klingt.

Schwingen wachsen mir, golden und groß:
Mich weckte das Heimweh und läßt mich nicht los.

Ein Zauber zieht mich, — er führt mich weit
In schattende Gassen der Ewigkeit.

Und dann seine Herbstle!

Welch eine Welt des Abschiednehmens! Was für eine kostbare Fülle drängt er in diese Stunden, daß das Auge vor all dem wehmütig heiligen Schauen nicht zum Weinen kommen darf.

„In Schönheit sterben“, das ist das Große, Heilige, Hinüberwinkende.

„In Schönheit sterben!“

Und da steht der Dichter vor seinem Walde, der nun sterben will, sterben mit dem heißen Schrei des Jubels, in flammende Farbenglut gekleidet, sterben so siegergroß, so hoffnungsheilig, so aus atmender Vollendung.

Und voll Sehnsucht. Voll eingesenkter, unbeschreiblicher Sehnsucht.

Und dann seine schneefarbenen, stummen Winter!

Wie mit träumenden Nachtigallenliedern schluchzt er hinein in die entschlafene Sonnenwelt. S. 128. S. 129/131.

In die reisitzenden Wintermorgen geht sein Heimweh und sucht die Sonne, daß ihr Funkelstrom all das Starre erlöse.

Und dann die Weihnacht, wunderbeschüttet, ein Paradies, an dem die sternesuchende Sehnsucht ein Stündlein rastet.

Zwei köstliche Weihnachtslieder schenkt uns der Dichter. Das erste ist für mich ganz überragend.

Die alten ewigen Weihnachtslieder
Erfüllen die gestirnte Nacht.
Das Kinderheimweh hat mich wieder,
Der ganze Glaube ist erwacht.

Was ich an Weisheit auch errungen
— So selig sang mein Mund nicht mehr,
Als wie ich einstens hab' gesungen:
„Vom Himmel hoch da komm ich her!“

Das bleibt ein Lied, auf dessen Tönen
Der Himmel selber schwebt herab,
Den weiten Weltkreis zu verhöhnern,
Ein Lied, dem ich noch lausch im Grab.

Ich will es berufeneren Federn überlassen, sich mit Knodt's neuem Versuch ganz abzufinden; ich wollte nur das sagen, was ich mit der Seele sagen konnte.

II.

Von Ernst Ludwig Wulff.

In unserer Zeit werden viele Bücher leichtfertigen Inhalts — auch Gedichtbücher — in die Welt geschickt; durch eine glatte, sinnfällige, graziose Ausdrucksweise wissen sich dieselben bei einem gewissen Lesepublikum einzuschmeicheln. Die Harmlosen und Genüßfrohen werden durch den berausenden Zauberfluß der Sprache gebannt und geichickt über die innere Leere und die Gedankenarmut hinweggetäuscht. Anders das Gedichtbuch des Waldpfarrers: Karl Ernst Knodt.

„Aus allen Augenblicken meines Lebens“ datiert er seine neuesten Verse. Gewiß, die Gedichte genügen nicht immer ganz den höchsten Forderungen, die wir an die lyrische Kunst stellen. Dem Verfasser ist es nicht gegeben, sich in entzückender, heiterer Anmut zu bewegen. Das Einschmeichelnde, Naive ist zu schwach in den Liedern. Sie sind nicht weit unterhalb der Schwelle des Bewußtseins entstanden. Knodt's Poesie ist der Ausdruck einer selbstbewußten Persönlichkeit, die mit Absicht und Energie arbeitet, schönen, guten Gedanken eine künstlerische Form zu verleihen. Das Buch hat etwas Abgemessenes, Klassisches. Es waltet darin ein heiliger, sittlicher Ernst, wie er unserer Zeit not thut.

Die Gedankenwelt des Dichters offenbart sich in der Sammlung, und es ist keine alltägliche Welt, die sich Knodt aus Traum und Schauen erbaut hat. Ein großes Ziel hat sich seine Sehnsucht gesteckt, als Heimwehfünger will der Verfasser an dem Werke der Menschheit mitschaffen. Alle irrenden Seelen will er zu dem Einen führen, der allein Weg und Wegeweiser ist. Und dadurch unterscheidet sich seine Sehnsucht von derjenigen, an der die „modernen“ Sehnsüchtler leiden (Knodt widmet ihnen ein besonderes Gedicht): sie ist gesund; sie verliert sich nicht ins Unendliche; sie strebt sicher und zielbewußt dem einen, alleinigen Ziel zu; bei Knodt findet der Gedanke, der oft bittere Zweifel in uns erregt, den wir zu ersticken suchen, der aber immer wieder, wie von selbst, aus unserer Seele emporsteigt und in den verschiedensten Formen nach Gestaltung ringt; der große Gedanke, den wir Erdgeborenen kaum zu fassen vermögen, den wir nicht ausdenken können; der starke Gedanke, der alle Seelen, in denen er zu einer freudigen Gewißheit wird, über Sünde und Fehle in eine reine Sphäre erhebt; der unerschütterliche Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit des Einzelnen; die getrostete Hoffnung auf eine ewige Treue, auf ein Land des nimmer verblühenden Lebens,

auf eine Ruhe, die dem Volke Gottes beschieden ist, in dem himmlischen Vaterhaus — bei Knodt findet er einen kräftigen, durch keinen Zweifel eingeeugten Ausdruck: Ewig ist das Leben!

Wir gehen durch das Buch, wie durch ein goldenes Saatsfeld reifer, ja überreifer Gedanken. Wir müssen stille sein. Sonst hören wir nicht die leise Lerche. Wir müssen langsam gehen. Sonst empfinden wir nicht den ganzen Frieden, der über den schnittreifen Aehren schwebt. Aus der Ferne hören wir ein verlorenes Glockenläuten. Wir wissen nicht, woher es tönt. Aber wir bleiben stehen: es kommt nicht von den Dörfern. Es klingt von oben. Das ist derselbe Schall, den wir vernahmen, als wir noch Kinder waren. Ist es nicht Sonntag heute? — Wir müssen unser Gesangbuch holen und uns fertig machen zum Kirchgang. . . .

Wer es über sich gewinnt, wer sich ganz dem Eindruck des Buches hingeben kann, der fühlt die ewige Wahrheit: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen“. Eine Umwertung aller Werte muß stattfinden. Wir müssen alles lieben lernen, was uns jetzt mit Kummer und Furcht erfüllt. Die Kinder Gottes lieben das Leid, denn das ist ihr Adelsbrief; sie lieben das Kreuz, denn von ihm kommt das Heil; sie lieben die Stille, denn sie macht stark; sie lieben die Einsamkeit, denn sie ist der Vorhof des Himmels; sie lieben den Tod, denn er ist ihr Freund; sie lieben die Nacht, denn sie weckt Sehnsucht; sie lieben die Sehnsucht, denn sie führt nach Hause. Sie werden nicht Wissen und Erkenntnis als ihr Letztes wählen. Auch nicht die Schönheit. Einzig das starke Vertrauen, den festgewissenen Glauben.

Für Dichter, in denen, wie bei Knodt, ein starker ethischer Drang mächtig ist, besteht die Gefahr, das Gedankenhafte in ihren Gedichten auf Kosten der künstlerischen Form geltend zu machen: die Reflexion tritt etwas kalt und nüchtern zu Tage; das „Was“ gilt vielleicht mehr als das „Wie“. Trotz der gedankenhaften Ruhe in den Versen ist doch Knodt ein Künstler geblieben. Auch die Form kommt ihm von oben. Manchmal sind freilich die Ideen zu widerspenstig für eine geschlossene Form. Doch immer ist die Sprache mit Sorgfalt behandelt und nicht ohne Eigenart. Der Wohlklang der Verse wird nicht selten durch feine Stilmittel erhöht. Oft durch den Stabreim. Ebenso oft durch den Vokalreim (Assonanz). Man achte auf den Klang folgender Strophen:

Im Sternkreis.

Es trat in mein träumendes Leben
Eine Liebe, lind und licht.
Stille und steigendes Streben
Umstauen mein Angeischt.
Mitwandernde Mächte umweben
Die Wege. Wir schreiten leis.
Die vordersten Stapsen schweben
Schon leuchtend im Sternkreis.

Knodt scheint in der Lyrik wie Bethge das Weiche und Zarte zu lieben. Die weichen Laute scheint er mir mehr zu Alliterationen zu verwenden als die harten;

er malt lieber mit weißen und hellen Farben als mit grellen und auffallenden. Er ist ein Freund des Ruhigen und Reifen. Kurz: die Form der Gedichte ist wie der Inhalt des in vornehmer, schöner Ausstattung erschienenen umfangreichen Buches. Vornehme Ruhe, ernste Schönheit, heilige Stille. Zu den schönsten Gedichten gehören für mein Empfinden: „Unser Adelsbrief“ — „Kennst du das auch?“ — „Laßt uns beten“ — „Die Füße des Heimatlosen“ — „Vom Sterbebett“ — „So voll von Sehnsucht ist die weite Erde“ — „Dichterlos“ — „Meine Ruh“ — u. v. a. Wir aber wollen dem Verfasser nicht die Satten und Oberflächlichen als Leser wünschen. Die werden ihn nicht verstehen. Sein Buch ist für Wenige. Für diejenigen, denen das Herz voll Sehnsucht ist nach klingenden Sternen. Unter diesen wird er die stillen Väter finden, die erlösungsbedürftig zum Himmel aufblicken. Für diese ist das Buch bestimmt.

Alle meine Niederbrände,
Die mir selbst das Herz erschelten,
Lodern sehrend ins Gelände
Dieser kalten, fremden Welten.

Keiner achtet auf das Feuer,
Keiner kommt sich dran zu wärmen,
Und so werd' ich scheu und scheuer,
Sange an mich müd' zu härmern.

Schon verloht das Lied im Herzen.
Einjam such' ich meine Klause.
Eine Leuchte meiner Herzen
Leuchtet flackernd mir nach Hause.

Sedan.*)

Sedan? Das ist ja ein gänzlich veralteter Stoff! Wer gedenkt noch der Sedandramen oder auch nur der Sedanfeier? „Die Feier des Sedantages ist eine barbarische Rohheit“, des Wortes gedenk' ich noch immer und hab's nicht vergessen, daß es mir, als ich's zum ersten Male las, die Schamröte in die Wangen trieb, als ich hörte, das Wort sei nicht von einem chauvinistischen Franzosen, sondern von einem hervorragenden Deutschen geprägt. Ja, und jetzt, sagt man weiter, kann man erst garnicht mehr einen Siegestag wie Sedan feiern, jetzt, wo Deutsche und Franzosen unter einem Feldherrnstab kämpften. Leider, leider sind wir soweit gekommen, daß ein großer Teil unserer Landsleute so denkt und spricht. Selbst bei dem Militär schläft die Feier des herrlichen Schlachttages allmählich ein. Ich erinnere mich eines Sedantages, an dem eine Kompanie Infanterie in hellem Sonnenbrand und dunklen Staubwolken fleißig Lauf- und Marschierübungen machte. Um so kräftiger aber haben nachher die jungen patriotischen Männer außerhalb des Dienstes mit leuchtenden Augen und brennenden Herzen in sehr kleinem Kreise beim schäumenden Gerstensaft der gefallenen Kameraden gedacht, die mit ihrem Herzblute den schönsten Ring und Demant zur deutschen Kaiserkrone errungen, die in Blut und Pulverdampf den schönsten Ring um die deutschen Brüder geschweift haben. Und diesen Tag feiert das deutsche Volk nicht mehr! Sein hervorragendster nationaler Ehrentag ist ihm

*) Sedan, eine Tragödie in fünf Akten von Heinrich Hart. Verlag Otto Wigand, Leipzig.

ein Alttag geworden! Jeder Mensch feiert seinen Geburtstag irgendwie, und Germania will ihr Wiegenfest sang- und klanglos vorübergehen lassen? Nein! — wir wollen uns den Sedantag mit seinen überwältigenden Erinnerungen nicht rauben lassen. Heller Glockenklang läutet in der Frühe den Nationalfesttag ein, Fabriken und Schulen, Schreibstuben und Kassen, Amtszimmer und Warenhallen stehen leer. Nach der Kirche, nach dem Dome strömt das Volk, und eine lebhaft auf die gewaltige Wendung durch Gottes Fügung bezugnehmende Festpredigt sammelt und erhebt die Herzen. Noch schöner, wenn der Pfarrer, statt in der Kirche Mauern, unter den grünen Wipfeln eines deutschen Eichenhaines und der unendlichen azurnen Kuppel des Himmelsdomes Jehovahs Großthaten am deutschen Volke preist, und hundertstimmig der Gesang zum hohen Himmel tönt: Nun danket alle Gott — Herr Gott, dich loben wir! — Nachmittag: Mit kräftigem Grün sind Straßen und Gassen, Häuser und Plätze geschmückt. Wer konnte nicht den Duft der Eichenkränze, der auf den Weg gestreuten Blätter und Blumen. Eine festfrohe Menge zieht in buntem Zuge zum Festplatz: Schulen und Turnvereine, Gesang-, Krieger- und Arbeitervereine, Gefellen und Meister, Militär und Zivil, Groß und Klein, Reich und Arm, Männlein und Weiblein, Radfahrer, Feuerwehr, Ruderer, Schützen, alle, alle. Fort mit dem Kastengeist, fort mit den Standesunterschieden: Der Fabrikherr freut sich mit seinen Arbeitern, der Lehrer mit den Schülern, der Hauptmann mit seiner Kompanie, Bureauchef und Schreiber, Bürgermeister und Bürger, Landrat und Landmann, alle eins in dem großen, nationalen Gedanken: Ein einzig Volk von Brüdern! Frisch, fromm, fröhlich, frei turnt dort eine fesche Mege, alte Krieger schmeißen noch einmal die Beine in strammem Parademarsch, heller Jubel ertönt bei den Turnspielen der Jugend, mit freischem „All Heil!“ fahren Radler einen lustigen Reigen, zum Aethergezelt braust ein Chorlied vereinigter Gesangvereine, Knall auf Knall zersplittert der Königsadler. Redet nur von Hurrahpatriotismus, ihr überfeingebildeten Seelen, und auch ihr, elende Mörgeler, wir wissen von der Bedeutung eines wahren patriotischen Volksfestes, wir wissen, wie es Herz und Gemüt erhebt. Wir lassen uns den patriotischen Sinn nicht durch spitzfindige Reden entreißen, und wenn ihr zehnmal logisch folgert, es wäre doch edler, humaner, den Tag nicht zu feiern, wir glauben's nicht — gebiete einer seinem Herzen, wir können es nicht.

Und dann abends: Die Krone des Festes, sein würdiger Abschluß: ein deutsches Drama. In mächtiger Halle sitzen die Festteilnehmer zusammen, auf freiem Platze, wenn Jupiter Pluvius schläft. Aber was soll hier der Gesamtheit geboten werden? Ist es nicht sehr schwierig ein Werk zu finden, daran Weise und Einfältige, Hohe und Niedere, Arme und Reiche gleichmäßiges Interesse haben? „Sedan“ von H. Hart ist hier am Platze.

In idealer Gewandung, den Helm auf dem Kopfe, das blanke Schwert in der Rechten, tritt der Prologus auf:

„Auf Adlerfittigen empor mein Lied!“

Mit markigen Worten weist er auf des Tages Bedeutung und die Aufgaben Alldeutschlands hin:

„Doch eine Leuchte sollst du sein auf Erden,
Mein Volk, wenn du nicht müde wirst, am Bau
Der Freiheit fortzubauen, am Werk der Liebe,
Wenn du verachten lernst all' niedern Tand
Und immer heißer dürstest nach Gedanken,
Wenn du die Schönheit brennender Seele suchst
Am Born der Künste, wenn kein Hohn dich schreckt,
Nach Gott und dem, was göttlich ist, zu trachten — —
O, deutsches Volk, sei du ein Licht der Welt!“

Saal im Schlosse St. Cloud. Eine Arbeiterdeputation bittet Napoleon, ein Volkskaiser zu werden, den Frieden zu beschirmen, die Not zu lindern. Doch eine listige Clique weiß den Charakterlosen zu umgarnen und wiegt ihn mit dem Gedanken ein, daß nur ein Staatsstreich, der die Häupter des Aufstands zerschmettert, oder der Krieg mit Preußen den morschen Thron Napoleons retten kann. Auch die Kaiserin mit ihrem intriganten Jesuitenpater St. Maurice bläst mächtig in die glimmenden Kohlen, daß ein heller Brand entstehe. Napoleon gedenkt sich im Genuß zu berauschen. Mit frecher Hand greift er in das glückliche Familienleben eines in Paris wohnenden Deutschen. Dieser, Bernhard, der wohl gelitten ist an dem kaiserlichen Hofe, hat ein schönes Weib, Desirée. Bernhards Herz schlägt warm für das Wohl der Arbeiter, für das Volk, und das genügt, ihn als Hochverräter gefangen nehmen zu lassen. Seines Weibes Ehre ist der Einsatz für seine Freiheit. Verzweifelt geht Desirée, um ihren geliebten Gatten zu retten, in die Stricke, die Arglist und böse Lust ihr gelegt haben. Entsetzt vernimmt aber der nun Freigelassene von ihrer That, und grimmvoll stürmt er in des Kaisers Gemächer.

„Von dir will Antwort ich, von dir, du Bube,
Dem dieses Volk ein Spielzeug seiner Lust,
Von dir, du Räuber, der dies Land mit Meineid
Erobert und mit Lug gefesselt hält,
Von dir, du unersättlich gieriger Hai,
Der mehr als unser Leben — unsre Ehre
Und Treue, Glauben, Kraft und Stolz verschlingt,
Von dir, du feiger Schänder —“

Schon stürzen Napoleons Diener auf den Unglücklichen, aber Bernhard enteilt. Doch von des Schlosses Terrasse stürzt er hinab und zerschmettert sich den Kopf. Des Kaisers Maß aber ist überfull. Wie dem blutigen Richard ersteht vor seinen Augen der grinsende Tod, das offene Grab. Jetzt sieht auch er, daß nur ein Krieg sein Gewissen einlullen, seinen Thron neu fundamentieren kann, und indem er glaubt, selbst zu schieben, wird er in drangvoll fürchterlicher Enge eingekesselt und giebt seine Einwilligung zum Krieg mit Preußen.

„Wie ein Schauer weht's
Mir um das Haupt; nun, Schicksal, nimm die Wage, —
Sieg oder Tod, ich fürchte dich nicht mehr. —“

Akt fünf. Der Hintergrund der Bühne mag geöffnet werden. Eine freie, gebirgige Landschaft bildet den Schauplatz der folgenden Thaten, und während sich auf den

Brettern der eigentlichen Bühne die im Drama angegebenen Scenen abspielen, sieht und hört der Zuschauer in der Ferne die Schlacht, die männermordende Feldschlacht von Sedan. Derartige Schlachtengemälde, gewöhnlich im Anschluß an ein musikalisches Potpourri, haben meist den Charakter des Zerfahrenen und Zerrissenen. Hier aber ist der Schwerpunkt, der das Ganze zusammenhält, das sich entwickelnde Drama. Hunderte von Personen sind Mitwirkende. Beim Aufgang des Vorhanges wird Schlachtenlärm vernehmbar; Gewehrfeuer, Signale. Ueber die Bühne fliehen französische Bauern; Geschrei, Getümmel. Entsetzt verfluchen die sich Drängenden den Krieg. In lebhaftem Tempo wechseln farbenprächtige Einzelszenen. Eine Abteilung flüchtender französischer Soldaten wird von dem Kapitän durch Warnungen und Versprechungen in den Kampf zurückgeführt. Napoleon und Ducrot zu Pferde verfolgen gespannt die Entwicklung und den Verlauf der Schlacht. Begeistert und begeisternd berichtet ein Colonel von der schneidigen, aber vergeblichen Attacke der todesmutigen Reiterei. Faure will Napoleon überreden, selbst die Führung zu übernehmen. Doch der Kaiser vermag es nicht, er sieht sich vernichtet:

„Hört auf, verführt mich länger nicht, ich will nicht.
Vor mir und hinter mir Gestöhn, Geschrei,
Verwünschung, Flüche, — alles gelst mir zu:
Dies Blut aufs Haupt dir, diese Qual auf dich,
Und alle Schmach auf deinen Nacken, oh,
Ich fürchte nicht die Lebenden, ihr Toten
Habt mich besiegt, ihr kniet mir auf der Brust
Und drückt mich in die Lachen roten Bluts
Und sättigt euch an meinem Hirn! —“

Auch der Jesuit St. Maurice kommt in des Kaisers Nähe. Er sieht seinen fanatischen Eifer schlecht belohnt. Gott stürzt den vermeintlich auf die Ewigkeit gegründeten Bau, und Reher tragen Steine zu neuem Hof und Saal zusammen. Eine Kugel macht seinem liebeleeren Thun ein Ende, und sterbend erkennt er, daß die Priester nicht zu den Völkern gesandt sind, allein Bucht und Strafe, sondern vor allem Liebe und Frieden zu künden. Für Napoleon aber ist keine Kugel gegossen. Ihn flieht der erwünschte Tod.

„Nun wär' es an der Zeit; bis an den Abgrund
Bin ich gedrängt, gehezt, gepeitscht, — ein Schritt
Nach rückwärts stürzt mich in die leere Nacht,
Die vor dem Tag mich birgt, dem grellen Tage.
Das also wär' das Ende, dies die Markung,
Die Allsein trennt vom Nichtssein, Sommerglanz
Und Blütenduft von starrer Eisesöde!
Und dieses Hirn, das eine Krone schuf,
Und diese Hand, die Menschen, Königreiche
Zum Licht emporriß oder brach und stürzte,
Gleich einer Windsbraut, die durch's Kornfeld fährt, —
Nichts also mehr sind Kaiserhand und Hirn,
Als Bettlerausatz, beides Würmerfraß,
Den Unterschied macht nur, wie man ihn austrägt,
Die Schüssel.“

Soldaten, Offiziere drängen sich in großer Verwirrung den Thoren Sedans zu. Selbst der Kaiser vermag sie nicht mehr zurückzuhalten. Eine durch den Tod ihrer Kinder wahnsinnig gewordene Bäuerin wirft sich dem Imperator entgegen und fordert ihre Liebsten von ihm zurück. Das Totenlied frist sich wie mit Zähnen in sein Mark und Bein.

„Gräßliche Nacht! du!
Wie mir das Fieber durch die Adern tropft!
Ich bin verflucht, zu leben, und verflucht,
Mit offenen Augen in die Glut zu sehn,
Die mich verschlingt und um das Hirn mir züngelt.
Zu Pferd! 's ist aus! . . . Schicksal, du hast gesiegt!“

Nach einem kurzen, aber heftigen Bajonettkampfe werden die Franzosen zurückgeschlagen, und ein Oberst führt seine Deutschen bis vor Sedans Mauern. Von einer Erhöhung verkündet er den jubelnden Soldaten den herrlichen Sieg:

„Das ist ein Sieg, daß die Geschlechter jauchzen.
Von heut an sind wir eins, ihr Sachsen, Preußen,
Ihr Bayern, Eine Kraft, Ein Geist, Ein Herz.
Nun mag die Welt andringen, wir sind einig.
O selig wir, die diesen Tag erlebt,
O selig ihr, die treu für ihn gerungen,
O selig ihr, die ihm ihr Blut geweiht. —
Du brichst herein, ersehnte Morgenzeit,
Nun danket alle Gott mit tausend Zungen!

Und alle, alle Mitwirkende und Zuschauer stimmen ein:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!

Der Dichter wird mir die Veränderungen und Erweiterungen verzeihen. Gerade dieses Zusammengehen aller ist mir der springende Punkt in dem Sedan-drama. Nicht auf der Bühne nur soll sich das Ganze abspielen, nicht zwischen Kulissen und anderen bemalten Staffagen, — dieses Ausmünden in das Bild ohne Rahmen, das Hineintreten der Tragödie in die Wirklichkeit ist das Notwendige für ein derartiges Spiel. H. Hart hat sich wohl die Aufführung nicht genau so gedacht; doch: wenn Du für einen nationalen Festtag schreiben willst, dann darfst Du nicht für den nationalen Festtag schreiben. Dieses nach dem lezt hin vielgebrauchten Satz Storms veränderte Wort gilt auch dem Dramatiker. Ein Kunstwerk muß das Drama erstens und zweifelsohne sein, ein Kunstwerk aus nationalem Stoffe geschaffen. Die Hauptdarsteller sollen auch einwandfreie Künstler sein und keine Dilettanten, aber das Volk muß selbstthätig mitwirken und eingreifen. Durch eine solche Aufführung sind neben anderen zwei wertvolle Zwecke erreicht: erstens genießt die Menge die Schönheit des echten Kunstwerkes, steht dabei nicht, durch Proscaenium und Sperrsiß getrennt, fern von dem Bilde, sondern wie es von den Menschen gepackt wird, kommt es an dieselben heran und hilft ihr Schicksal herbeiführen. Auch der begeisterte Zuschauer, der am Schlusse erhobenen Herzens sein Stimmchen dem gewaltigen Chore gesellt, ist Mitspielender, mehr noch wirken die Krieger, die die kämpfenden Heere darstellen.

Dann aber festigt ein solches Festspiel, in dieser Weise aufgeführt, das nationale Deutschtum im Deutschen und schafft energisches Wollen, das von den Vätern durch Blut und Eisen Erworbene festzuhalten und treu zu wahren mit Herz und Hand.

Neue Bücher.

Auferstehung. Irdische Gedichte von **Elisar von Knipper.** Eberswalde-Berlin. Verlag Jung-Deutschland. (S. Dyck.)

Die starke, vorwärtsdrängende Liebe zum Leben und Lust am frohen Genießen einer reichen, vielseitigen Persönlichkeit, die an der harmonischen Ausbildung ihrer Fähigkeiten arbeitet, macht sich in diesen formvollendeten Versen Luft. Scharfer Blick und lebhaftes Gefühl für Linien und Formensönheit verraten uns, daß wir es mit einem ästhetisch fein empfindenden Menschen zu thun haben. Viele Gedichte scheinen unter dem blauen Himmel des heißen Südens entstanden zu sein; in Form und Inhalt erinnert manches an die Antike und Italien. Gern belebt die reiche Phantasie des Dichters verfallene Ruinen mit sinnfrohen Menschen des schönheitsstrunkenen Altertums. Es ist erfreulich, zu beobachten, wie unser Poet es versteht, die verschiedensten Stimmungen in der gleichen geschickten, tief empfundenen Art in uns hervorzurufen. Schreiten manche Verse, die an Platens Formenstrenge erinnern, in stolzer Pracht und festlichem Rhythmus einher, so wirken andere Gedichte wieder durch eine schlichte, an Claudius gemahnende Einfachheit und jene naive Selbstverständlichkeit, die der Gipfel aller echten Kunst ist.

W. G. Becker.

S. Lublinski. Hannibal. Tragödie. Verlag von Karl Reischer, Dresden und Leipzig, 1902.

Lublinski wählt mit Vorliebe zu Helden seiner Dramen kampfesgewaltige Männer aus dem Altertum. Vor Jahresfrist erschien von ihm „Der Imperator“, eine Tragödie, die das Geschick Cäsars in dem Augenblick behandelt, da der Feldherr sich in die verhängnisvolle Senatssitzung begiebt. Von den fünf Akten waren vier die Exposition zum fünften. Die Anlage war breit und im Widerspruch zu den Forderungen eines Dramas. Diesmal gruppieren sich die Szenen um Hannibal, den furchtbarsten Feind Roms. Der Dramatiker in Lublinski hat bedeutende Fortschritte gemacht. Die Handlung wird nicht über fünf Aufzüge verzettelt, um in jedem nur wenig zur Belebung des Interesses beizutragen, sondern konzentriert sich auf drei Aufzüge. Das Ende des Puniers ist auch bewegter an Motiven als das Cäsars. Es bietet ein stärkeres und mannigfacheres Ausarbeiten des Gegenspiels in dem heuchlerischen König Prusias, in Scipio, in Flaminius und in der Tochter Hannibals, die von ihm kaltherzig seinen Plänen geopfert wird. Es sind zehn bis zwölf Gestalten, die zum Spiel gesetzt werden und mit allen Mitteln gegen einander kämpfen, die ihnen nur zu Gebote stehen: List, Rache, Freundschaft, Güte, Herrschsucht, Neid, Mißgunst, Haß, Liebe, all die kleinen und kleinsten Triebe menschlicher Vernunft und Gefühls. Der Nachdruck ist natürlich in der Charakterisierung auf den Punier gelegt. Ihn darzustellen als den, der von sich aussagt:

Ich bin verzweifelt,
Zermüht, gepeitscht aufs Blut, wer fragt da noch:
Was dann?

und dem dies die Grundstimmung seiner Seele ist im lezten aussichtslosen Ringen gegen Rom, das ist dem Künstler in einer sehr feinen Weise gelungen. Nur im lezten Akt, wo die Kräfte zu erlahmen scheinen, wird die Gestalt leicht verschwommen, die Umrisse verlieren an Sicherheit und lösen sich leicht vom Kern. Mit besonderer Sorgfalt ist im

zweiten Aufzuge jene Szene gearbeitet, in der Scipio dem gealterten und müde gehetzten Hannibal gegenübersteht. In diesem kleinen Stück ist das Empfinden für erregende Momente, Höhepunkt, Peripetie und Katastrophe zu reicher Wirksamkeit gewahrt, ohne daß eine Ermüdung in dem Wechselgespräch der beiden Helden eintritt. Ueberhaupt ist die Tragödie mehr mit dramatischem Effekt, mit größerer Vollenbung geschrieben als „der Imperator“. Die Sicherheit Lublinskis dem Material gegenüber ist gewachsen und sein Zutrauen zu sich selbst in gleicher Weise. Das spricht aus der Anordnung und dem Aufbau der Szenen wie der einzelnen Aufzüge. Das einzig Störende bei dem günstigen Eindruck des Werkes ist hin und wieder die schwerflüssige Diktion: zäh und plump, bietet Stil und Sprache ein Haupthindernis ruhigen Genießens.

Edgar Alfred Regener.

F. von Borbeck. Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. 156 S. Geh. 2,25 M. Wiesbaden, Rudolf Bechtold & Co.

Das Buch enthält fünf Skizzen von verschiedenem Werte. Gemeinsam ist allen das Bestreben, ein möglichst anschauliches Bild jener Zeit zu geben, wo auf dem Parkett die Gavotte und auf dem Exerzierplatze und in den Bürgerhäusern der Stockprügel das Regiment hatte, und man muß dem Verfasser zugestehen, daß er seine Aufgabe in schöner Weise erfüllt hat. Es gehört natürlich eine gewisse innere Neigung und Stimmung dazu, sich in die alten Zeiten zurückzudenken; wer aber so viel historischen Sinn hat, um diesen Rückschritt im Geiste thun zu können, wird durch Borbecks Buch vollauf befriedigt werden. Es bietet in der That ein sehr anschauliches, wenn auch durchaus nicht immer erfreuliches Bild der Vergangenheit. Der ästhetische Wert der fünf Erzählungen ist verschieden. Die bedeutendste ist ohne Zweifel die zweite „Schöne Seelen“. Hier läßt der Verfasser seinem Humor, den er in reichem Maße besitzt, die Zügel schießen und zeichnet so ein ganz köstliches Bild von feinsten Charakteristik. Auch die dritte Skizze „Elysium“ hat viele Schönheiten, namentlich viel Anheimelndes, während die erste mit ihrer schaurigen Romantik manchen abstoßen wird und die beiden letzten die vorsichtig feilende Hand vermissen lassen. Das ist umsomehr zu bedauern, als beide einen recht dankbaren Stoff aufweisen. Immerhin überwiegen die Lichtseiten des Buches bei weitem die Schattenseiten, und ich wünsche vielen den Genuß, den ich selbst bei wiederholtem Lesen gehabt habe.

Th. Matthias, Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. 234 S. Geh. 3 M., geb. 3,80 M. Leipzig, Friedr. Brandstetter.

Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun. Es war ja als unvermeidlich vorauszusehen, daß den Spuren des Heros die Detailisten folgen würden, um seine seelischen Regungen, seine Gedanken und Worte, auch seine Schreibweise zu zergliedern und nach geschahener Sektion der Mitwelt nachzuweisen, worin Bismarcks Größe im einzelnen bestanden habe. Es will mir jedoch ein wenig vorzeitig, ich möchte sagen pietätlos, erscheinen, daß diese Kleinarbeit schon jetzt einsetzt, zu einer Zeit, wo wir am liebsten noch den Gesamteindruck der machtvollen Persönlichkeit ungeschwächt auf uns wirken lassen. Das ist mein einziges Bedenken gegen das Buch von Matthias. Da die Arbeit einmal gethan ist, so erkenne ich gern an, daß der Verfasser mit Bienenfleiß und musterhafter Sorgfalt das bekannte Buch, welches Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin enthält, durchstudiert hat und uns hier das Ergebnis seines Studiums in durchaus handlicher Form, wenn auch manchmal in trockener Aufzählung der Einzelheiten, darbietet. Wertvoller als der grammatikalische Teil wird den Meisten das Kapitel sein, welches die in den Briefen geoffenbarte Weltanschauung Bismarcks darlegt, wie

das ganze Buch überhaupt als Nachschlagewerk einen großen Wert hat. Ein gutes und vollständiges Register, welches vorläufig noch fehlt, würde diesen Wert bedeutend erhöhen. —

Dies und das.

Auf einen wunden Punkt in unserem Theaterwesen weist N. Goepfert in der „Weimarer Zeitung“ hin. Er behauptet, in den Lagerräumen der Theaterleitungen häuften sich die Stücke der deutschen Autoren zu Bergen und würden kaum gelesen, fast nie angenommen oder gar aufgeführt. Dagegen werde das Ausland in der unglaublichsten Weise bevorzugt, und die französischen und italienischen Fachzeitungen machten kein Hehl daraus, daß Deutschland stets ein bereitwilliger Abnehmer auch der minderwertigen ausländischen Erzeugnisse sei. Zahlen beweisen! Italien hat seit 1890 allein aus Deutschland, von den deutschen Bühnen und ihrem Publikum und von den deutschen „dilettanti“ und den „amateurs“ an Tantiemen im Durchschnitt jährlich 4—5 Millionen Lire herausgezogen, Frankreich 2½ bis 3 Millionen Francs. Umgekehrt zahlte Frankreich im Jahre 1890 an Richard Wagners Erben an Tantiemen 300 000 Francs und an Humperdinck 30 000 Francs. Außer diesen beiden Autoren kam in Frankreich überhaupt kein deutscher Dramatiker zur Aufführung. — Wenn diese Mitteilungen auf Wahrheit beruhen, so ist es allerdings hohe Zeit, die deutschen Theaterleitungen kräftig an ihre nationale Pflicht zu erinnern und die alberne Ausländerei auf unseren Bühnen auszutilgen. —

Ueber Gustav Frenssens „Jörn Uhl“ schreibt Felix Poppenberg in der „Nationalzeitung“ sehr beachtenswerte Worte. Es sei ein Buch voll Werktätigkeit, voll aufrechten Sinnes, voll heiterer Stärke und zugleich voll Versonnenheit, voll Traum- und Märchenweben. Von den deutschesten Autoren habe es die besten Patengeschenke erhalten. „Es hat Gustav Freytags Ehre festigkeit, seinen wachsamem Erzieher Sinn; über diese streng gepuzte Blankheit ziehen aber wechselnde, bunt gestaltete Wolkengebilde, Theodor Stormsche Dämmerstimmungen, Raabeische Kuriositäten, Gottfried Kellerische saftige Menschlichkeiten, Fritz Reutersche Schalkheit. Und Frenssen ist dabei ein Cigner. Nicht als Gläubiger wurden diese Namen genannt, sondern nur, um gewisse Vorstellungswelten seines Werkes deutlicher zu bezeichnen.“ —

Von Gustav Frenssens „Jörn Uhl“ ist das dreißigste Tausend ausgegeben worden. —

Einen wahren Posaunenruf ließ Otto Leizner neuerdings erschallen, indem er in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ (Nr. 177 und 178) eine glänzende Arbeit über den „Dirnengeist in der Frauenlyrik“ veröffentlichte. Hoffentlich wird der wertvolle Aufsatz als selbständige Schrift ausgegeben werden und dadurch den weitesten Kreisen zugänglich. Daß wir Wort für Wort auf Leizners Standpunkt in dieser Sache stehen, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. —

Fr. Grünbaum schrieb einen Aufsatz „In memoriam Ueberbrettel oder Ueberbrettel redivivum?“ Er nennt das Ueberbrettel einen „funkelnden Edelstein neuester deutscher Kunst“ und meint, es werde noch zu ungeahntem Siegeszug sich erheben. Sein jetziges Mißgeschick teile es mit allen neuen Ideen und Unternehmungen von tieferer Bedeutung. — Dazu läßt sich nichts sagen.

Die Stadtgemeinde von Pöchlarn, dem alten, uns allen aus dem Nibelungen-Lied geläufigen Bechelaren, auf dessen Burg einst der edle Markgraf Rüdiger gebot, beabsichtigt, alljährlich sich wiederholende Nibelungen-Festspiele zu veranstalten. Man will einen Volksschauspielverein Bechelaren gründen, dessen Statuten in den nächsten Tagen die Genehmigung der Statthalterei erhalten werden. Ist der Verein gegründet, so soll ein Preisauschreiben für ein Nibelungen-

Stück erlassen werden, in dem die örtlichen Bedingungen der Aufführung berücksichtigt werden müßten. Das Unternehmen, obgleich national und patriotisch, schließt jede politische Parteilichkeit grundsätzlich aus. Baron Tinti, der derzeitige Besitzer der Herrschaft Böchlarn, stellt einen vollständig geeigneten Platz an der Donau umsonst zur Verfügung. Der Platz ist herrlich gelegen und faßt mehrere tausend Zuschauer. Dort wird nach Plänen, die durch Preiskonkurrenz erlangt werden sollen, das Schauspielhaus erbaut. Was die darstellerischen Kräfte betrifft, so werden 4—500 Personen gebraucht, die man aus der dortigen Bevölkerung rekrutieren wird. Aus Böchlarn allein haben sich bis jetzt schon über 100 Personen angemeldet. Aus den Reinerträgen der Spiele soll ein Fonds zur Errichtung eines Rüdiger-Denkmal in Böchlarn gebildet werden. — —

Ein Hamlet-Jubiläum. 300 Jahre sind verflossen, seitdem Shakespeares „Hamlet“ erschien. Am 26. Juli 1602 aber wurde das Drama in das Buchhandelsregister eingeführt unter dem Titel „A book called the Revenge of Hamlet Prince of Denmark as yt was latilie acted by the Lord Chamberleyne his servantes“ (Ein Buch, genannt die Rache Hamlets des Dänenprinzen, wie es kürzlich von den Dienern des Lordkammerherrn aufgeführt wurde). Der mit diesem Ausdruck bezeichneten Schauspielertuppe soll bekanntlich auch Shakespeare angehört haben. — Ganz so wichtig wie heute hat man damals mit einer „Aufführung“ nicht genommen; so kommt's, daß der Tag der Erstaufführung des „Hamlet“ uns nicht bekannt ist. — —

Der Nachlaß Berthold Auerbachs. Geheimrat Dr. Kilian v. Steiner, der stellvertretende Vorsitzende des schwäbischen Schiller-Vereins, hat von der Familie seines langjährigen Freundes Berthold Auerbach den litterarischen Nachlaß des Dichters erworben und dem Marbacher Schiller-Archiv gewidmet. Der reiche Besitz umfaßt nach dem Verzeichnis der Angehörigen Berthold Auerbachs: 1. an Handschriften: 163 eigenhändige Manuskripte des Dichters; 41 Kouvarts mit eigenhändig beschriebenen Zetteln Auerbachs; 22 eigenhändig korrigierte Druckexemplare einzelner Werke; 48 vom Schreiber geschriebene, durchkorrigierte Manuskripte; 54 selbstgeschriebene Notizbücher und 13 Hefte, enthaltend Verzeichnisse von abgeordneten Briefen. 2. An Briefen (alphabetisch geordnet) a. über 1000 an Berthold Auerbach gerichtete Briefe von einer großen Anzahl hervorragender litterarischer und politischer Persönlichkeiten; b. Briefe von Berthold Auerbach an Frankfurter Lehrer, Otto Ludwig, Oppenheim und sonstige ungenannte Empfänger. Dazu kommen noch (ohne besonderes Verzeichnis der Angehörigen Berthold Auerbachs) 3. weitere Briefe an Berthold Auerbach und 4. Kritiken, Ordens- und Ehrendiplome. Anton Bettelheim ist mit der Durchsicht dieses Nachlasses beschäftigt und wird in seinem Buch „Berthold Auerbach, der Mann — sein Werk — sein Nachlaß“ die Dokumente eingehend würdigen. — —

Von einem Gerhart Hauptmann-Festspielhaus für Schreiberhau ging jüngst erstaunliche Mähe durch die Blätter, der zu glauben schwer fiel. Nimmehr hat Hauptmann selber sich zur Sache geäußert. Er schreibt: „Seit längerer Zeit trage ich mich mit dem Gedanken, in Schreiberhau oder Agnetendorf ein Festspielhaus zu errichten. Wann ich indessen ernstlich daran gehen werde, den Plan zu verwirklichen, weiß ich zur Stunde noch nicht; denn was von ihm jetzt bekannt geworden ist, stammt nur aus einer gesprächsweißen Erwähnung der Angelegenheit, die ungenau aufgefaßt und gegen meine Absicht in die Öffentlichkeit getragen worden ist.“ — —

Das meistgespielte Theaterstück in Frankreich ist wohl Molières „Tartuffe“. Von 1680 bis 1900 fanden 2058 Vorstellungen dieses Stückes statt. In weitem Abstände folgt ihm Molières „Médécine malgré lui“ mit 1592, „Litrare“ mit 1503 und „Le

Misanthrope“ mit 1206 Vorstellungen. Racine hat mit seinen „Les Plaideurs“ ungefähr 1000 Vorstellungen: An der Spitze der Tragödien stehen „Phèdre“ mit 984 und Corneilles „Cid“ mit 919 Aufführungen. — —

Bei einer neulich in London abgehaltenen Bücherversteigerung wurde für ein Exemplar der ersten Ausgabe von Desoes „Robinson Crusoe“ (London 1719) der außerordentlich hohe Preis von 243 Pfund Sterling (4860 Mark) gezahlt. — —

Das Komitee für das in Weimar zu errichtende Shakespeare-Denkmal hat einen von Professor Lessing ausgeführten Entwurf mit großer Mehrheit angenommen. — —

Paul Gerhardt, der berühmte Dichter geistlicher Lieder, soll in Lübben, wo er die letzten Jahre seines Lebens wirkte, ein Denkmal erhalten. — —

Am 29. Juli starb der Geh. Hofrat Professor Joseph Kürschner, in weitesten Kreisen bekannt als Herausgeber des „Deutschen Litteraturkalenders“, dessen 24. Jahrgang er noch erlebte. — —

Der 6. Juli war der hundertste Geburtstag Alexander Dumas' des Älteren.

Bis zum 20. August sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- | | |
|--|--|
| <p>Therese Köstlin, Der Wahrheitsucher. Ein Weihnachtsspiel in drei Abteilungen. 36 S. geh. Darmstadt, Johs. Wais.</p> <p>Eduard Raabe, Der Krugwirt von Burgthal. Rheinisches Lustspiel in drei Akten. 31 S., geh. 0,60 Mk. Paderborn, Bernh. Kleine.</p> <p>Gustav Wahl, Johann Christoph Rost. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. 183 S. Geh. 3,20 Mk., geb. 4,20 Mk. Leipzig, J. C. Hinrichs.</p> <p>Harry Jung, Hermann Sudermann. 32 S. Geh. 0,60 Mk. Minden. C. Marowsky.</p> <p>Eduard Heß, Kollegen. Schauspiel in drei Aufzügen. 70 S. geh. Straßburg, Josef Singer.</p> <p>Enrica von Handel-Mazzetti, Der Verräter. Jahrlässig gelötet. Zwei Erzählungen. 87 S. Geh. 0,20 Mk. Stuttgart und Wien, Jos. Roth.</p> <p>Richard von Kralik, Das deutsche Götter- und Heldenbuch. 388 S. Geh. 1,20 Mk. Stuttgart und Wien, Jos. Roth.</p> <p>Therese Raf, Sappho. Eine Novelle. 144 S. Geh. 0,40 Mk. Stuttgart und Wien, Jos. Roth.</p> <p>Hartwig Jess, Aug. Friedr. Ernst Langbein und seine Berserzählungen. 181 S. Geh. 5 Mk. Berlin, Alex. Duncker.</p> | <p>Ossip Schubin, Die Heimkehr. Roman in zwei Bänden. 159 u. 158 S. geb. Stuttgart, J. Engelhorn.</p> <p>Trowitsch's Verbesserter und alter Kalender für 1903. Jubiläumsjahrgang. 240 S. geh. Berlin, Trowitsch u. Sohn.</p> <p>Richard von Wilpert, Im Jungfernstift oder Der gezähmte Widerspänstige. Lustspiel in fünf Aufzügen. 88 S. geh. Leipzig, Oswald Muge.</p> <p>Richard von Wilpert, Mongkut oder Die Stiefgroßschwiegermutter. Vers-Schauspiel in fünf Aufzügen. 88 S. geh. Leipzig, Oswald Muge.</p> <p>Richard von Wilpert, Der Leibarzt oder Das vergnügte Krankenhaus. Lustspiel in fünf Aufzügen. 85 S. geh. Leipzig, Oswald Muge.</p> <p>Richard von Wilpert, Maladi oder Königswild. Jüdisches Versdrama in fünf Aufzügen. 90 S. geh. Leipzig, Oswald Muge.</p> <p>Richard von Wilpert, Irngard oder Weibestreu. Vers-Lustspiel in fünf Aufzügen. 107 S. geh. Leipzig, Oswald Muge.</p> <p>Carl Oscar, Vom Menschen zum Tyrannen. Drama in vier Akten. 114 S. geh. Leipzig, Oswald Muge.</p> <p>Bernard Arens, Licht und Schatten. Erzählungen. 237 S. Geh. 1,60 Mk., geb. 2,60 Mk. Stuttgart und Wien, Jos. Roth.</p> |
|--|--|

- | | |
|---|--|
| Johanna Presler = Flohr, Gedichte. 169 S. Geh. 2,50 Mk. Dresden, C. Pierson. | A. Schluttig, Ein neues Lied. Romanze. 83 S. Geh. 1,50 Mk. Dresden. Pierson. |
| C. Wendtland, Drei Novellen. 107 S. Geh. 1,50 Mk. Dresden, C. Pierson. | Hans von Reinfels, Flammen der Liebe. Herzensgeschichten. 131 S. Geh. 2 Mk. Dresden, C. Pierson. |
| Fritz Karstedt, Im Anfang. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. 46 S. Geh. 1 Mk. Dresden, C. Pierson. | Maja Matthey, Neue Lieder. 136 S. Geh. 2 Mk. Dresden. C. Pierson. |

Zeitschriftenhan.

- Bildhauer-Wettbewerbe. Von Ed. Beyrer. Gesellschaft. 14.
Brinkmann, John. Von D. Weltzien. Deutsche Heimat. 45.
Erziehung, Die der Zukunft. Von A. Meyer-Wellentrop. Neue Bahnen. 15.
Galilei in Arcetri. Nord und Süd. 305.
Grosse, Julius. Von Ad. Bartels. Gesellschaft. 14.
Grosse, Julius. Von Ernst Krowski. Osten. 7.
Hausbibliotheken. Von Viktor Blüthgen. Litterarisches Echo. 22.
Hessen, Deutsche Dichtung in. Von Karl Berger. Litterarisches Echo. 21.
Jahnte, Hermann, Im Weltwinkel. Von Max Hoffmann. Deutsche Heimat. 43.
Key, Ellen, Neues von. Von Käthe Schirmacher. Litterarisches Echo. 21.
Komödien. Von Willy Rath. Litterarisches Echo. 22.
Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internationale Literaturberichte. 15. 16.
Kunst, Von neuer. Von Ernst Wachler. Deutsche Heimat. 46.
Kunstausstellungen, Berliner. Von Wilh. Spöhr. Ernstes Wollen. 69.
Kunstpflege und Tageskritik. Von Karl Wilh. Fink. Neue Bahnen. 15.
Lenau, Nikolaus. Von Roland Hammer, Rich. Charmaß, Karl W. Klob, Ernst Eh, Alex. v. Gleichen-Rußwurm und Stauf v. d. March. Neue Bahnen. 16.
Lenau, Nikolaus. Von Franz Philips. Magazin für Litteratur. 32. 33.
Lenaus Geburtsort. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Deutsche Heimat. 45.
Litteratur, Die drei Gattungen der. Von Karl Kirsch. Magazin für Litteratur. 33.
Litteraturgeschichte, Neue Schriften zur. Von L. v. Roth. Litterarische Warte. 11.
Litteraturkomödien, Deutsche. Von Hans Landsberg. Litterarisches Echo. 21.
Lyrik, Im Circus der. Magazin für Litteratur. 30.
Lyrik, Neue. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 46.
Megebe, Johs. Richard zur. Internationale Literaturberichte. 15. 16.
Mittelalter, Aus dem. Von M. Heyne. Deutsche Heimat. 44.
Nohn, Kurt. Von Paul Friedrich. Deutsche Heimat. 43.
Nuhn, Kurt. Von Schwalm. Hessenland. 16.
Naabe, Wilhelm. Von Edmund Holtzoff. Litterarische Warte. 11.
Sach, Johs., Die Suchenden. Von Jda Häny-Luz. Magazin für Litteratur. 31.
Schiller und das jüngste Deutschland. Von Jos. Heß. Litterarische Warte. 11.
Schillerbiographie, Eine amerikanische. Von Max Koch. Litterarisches Echo. 22.
Schweizerische Bücher. Von Oskar F. Walzel. Litterarisches Echo. 21.
Seidel, Heinrich. Von Aug. Friedr. Krause. Osten. 7.
Sienkiewiczs Jugendwerke. Von Ernst Luninski. Magazin für Litteratur. 30.
Sozialethische Reformlitteratur. Von Ed. Berg. Litterarisches Echo. 22.
Strachwitz, Moritz Graf von. Von Paul Niefensfeld. Nord und Süd. 305.
Vierordt, Heinrich. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 11.
Wetti, Albert, Ein deutscher Maler. Von Heinr. F. Kromer. Deutsche Heimat. 44.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Strasse 52.
Verlag: Gose & Teylaff, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W.

BUCH-NR. 51.313.160 ✓

22

02